

Ludwig Metzger, Nicole Piroth (Hg.)

Forum Gemeindepädagogik:

***GEMEINDEPÄDAGOGIK IM WANDEL –
ERFAHRUNGEN UND PERSPEKTIVEN***

Eine Veröffentlichung der Evangelischen
Fachhochschule Darmstadt, 2000

Ludwig Metzger, Nicole Piroth (Hg.)
Forum Gemeindepädagogik:
Gemeindepädagogik im Wandel –
Erfahrungen und Perspektiven
Darmstadt, 2000

Eine Veröffentlichung der Evangelischen Fachhochschule
Darmstadt.
Gesamterstellung und Umschlaggestaltung: Nicole Piroth
Alle Rechte liegen bei den AutorInnen.
Herstellung: Libri Books on Demand
ISBN: 3-8311-0479-4

Inhaltsverzeichnis

Vorwort _____ 7

TEIL I: BESTANDSAUFNAHMEN GEMEINDEPÄDAGOGISCHER PRAXIS

Ludwig Metzger

Erfahrungen mit gemeindepädagogischer Arbeit _____ 15

- 1. Ehrenamtliche berichten _____ 15
 - 1.1 Erhard Vollberg _____ 15
 - 1.2 Martina Hanf _____ 17
 - 1.3 Gabriele Gebhardt _____ 19
 - 1.4 Susanne Paechnatz _____ 21
- 2. Kommentar zu den Statements der Ehrenamtlichen 25
 - 2.1 Analyse der Positionen und Sichtweisen der Ehrenamtlichen _____ 25
 - 2.2 Gemeindepädagogische Praxis aus der Sicht der vier Ehrenamtlichen _____ 27
 - 2.3 Vergleichende Interpretation der vier Statements 35

Ludwig Metzger

GemeindepädagogInnen berichten _____ 47

- 1. Die Interviews _____ 47
 - 1.1 Interview mit Elke Deul _____ 47
 - 1.2 Interview mit Gerhard Christ _____ 62
 - 1.3 Interview mit Renate Drevensek _____ 74
- 2. Kommentar zu den Interviews _____ 87
 - 2.1 Förderung der Ehrenamtlichen _____ 88
 - 2.2 Änderung kirchlicher Strukturen _____ 94
 - 2.3 Überwindung binnenkirchlichen Denkens _____ 98
 - 2.4 Vernetzung und Herstellung von Zusammenhängen _____ 100
 - 2.5 Förderung theologischer Sprachfähigkeit _____ 104

**TEIL II: BERATUNG UND SEELSORGE IN DER
GEMEINDEPÄDAGOGISCHEN ARBEIT**

Nicole Piroth

Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit – ein Blick in die Praxis	111
1. Ein Blick in die Praxis	113
1.1 Die Seelsorge des Augenblicks	113
1.2 Die pädagogisch initiierte Seelsorge	116
2. Die Kommentare	120
2.1 Die Sozialarbeiterin	120
2.2 Der Pfarrer	123
3. Thematische Zusammenfassung der Berichte und Kommentare	127
3.1 Grundzüge gemeindepädagogischer Beratung und Seelsorge	127
3.2 Zur gemeindepädagogischen Professionalität	134

Nicole Piroth

Überlegungen zur gemeindepädagogischen Beratung und Seelsorge im Kontext von Theologie und Pädagogik	139
1. Beratung und Seelsorge als Thema von Pädagogik und Theologie	140
2. Gemeindepädagogische Beratung und Seelsorge	150
3. Die beratende Gemeinde – eine gemeindepädagogische Utopie?	153

**TEIL III: GEMEINDEPÄDAGOGISCHE
ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN**

Ludwig Metzger

Ehrenamtliche Arbeit in Kirchengemeinden und kirchlicher Strukturwandel	159
1. Gesellschaftlicher und kirchlicher Strukturwandel	159
2. Ehrenamtliche zwischen Parochie und Kirchenregion	161
3. Kirchlich-gemeindliche Prozesse der Strukturveränderung aus gemeindepädagogischer Sicht	163
4. Gemeinde als Ort der Herausforderung und Heimat für Suchende	167
5. Offene Gemeinde und Mitarbeiterbildung	172

Roland Degen

Gemeindepädagogische Perspektiven für eine Kirche der Zukunft	175
1. Einführende Überlegungen	175
2. Gemeindepädagogik in den Ambivalenzen der Gegenwart	185
Autorenverzeichnis	204

LUDWIG METZGER, NICOLE PIROTH

VORWORT

Die Ev. Fachhochschule Darmstadt war 1971 die erste Fachhochschule in Deutschland, die mit der Ausbildung von Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen begann. Seit dieser Zeit hat sie immer wieder Impulse gesetzt für die Weiterentwicklung von Gemeindepädagogik als Wissenschaft und als Berufstheorie. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang u.a. auf die von den damaligen Darmstädter Fachhochschullehrern Gottfried Buttler und Wolf-Eckart Failing 1979-1981 herausgegebene Reihe „Beiträge zur Gemeindepädagogik“¹; ferner sind zwei von der Ev. Fachhochschule Darmstadt veranstaltete Ringvorlesungen zu nennen: F. Barth (Hg.), Gemeindepädagogik im Widerstreit der Meinungen, Darmstadt 1989 und F. Barth (Hg.), Unvollendete Reformation. Wege zur Gemeindepädagogik, Darmstadt 1995 sowie ein Forschungsprojekt: F. Barth (Hg.), Gemeindepädagogische Profile, Darmstadt/Lindenfels 1995.

In dieser Tradition steht die Einrichtung eines Forums Gemeindepädagogik im Frühjahr 1999, das mit Veranstaltungen und Publikationen der fachwissenschaftlichen und kirchlich interessierten Öffentlichkeit sowie den in der gemeindepädagogischen Praxis Tätigen eine Plattform für einen Diskurs über gemeindepädagogische Themen bietet.

¹ mit folgenden Veröffentlichungen: G. Buttler/W.-E. Failing, Didaktik der Mitarbeiterbildung, Gelnhausen u.a. 1979, B. Suin de Boutemard, Projektarbeit in Gemeinden, Gelnhausen u.a. 1979, U. Koch-Straube, Gemeindefarbeit mit alten Menschen, Gelnhausen u.a. 1979, M. Dehnen/G. Richter-Junghölter, Gemeindeplanung als sozialer Prozeß, Gelnhausen u.a. 1980, H. Kirchgäßner, Freizeitpädagogik, Gelnhausen u.a. 1980 und P. Musall, Familienarbeit in der Stadt, Gelnhausen u.a. 1981

Es geht dabei vor allem um drei Schwerpunkte:

- um die Wahrnehmung, Analyse und Reflexion gesellschaftlichen und kirchlichen Wandels und deren Bedeutung für eine konzeptionelle Weiterentwicklung der Gemeindepädagogik,
- um die Auswertung gemeindepädagogischer Praxiserfahrungen und
- um die Förderung des Gesprächs zwischen Theorie und Praxis der Gemeindepädagogik.

Wir haben inzwischen vier Gesprächsforen mit folgenden Themen durchgeführt:

1. Die Kirche und ihre Zukunft als gemeindepädagogische Frage
2. Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit
3. Geschichte, Erinnerung, Gedächtnis im Judentum – Anregung für christliche Gemeindepraxis
4. Kirche in der Stadt – Erfahrungen und Perspektiven

Die beiden ersten Foren werden in dem vorliegenden Buch dokumentiert. Wir haben nicht vor, alle bisher stattgefundenen oder noch folgenden Foren in gleicher Weise einer Leserschaft zugänglich zu machen, da sich nicht jedes Forum für eine schriftliche Dokumentation eignet. Es ist aber geplant, in loser Folge weitere Publikationen von Foren folgen zu lassen, die uns für eine Veröffentlichung geeignet erscheinen.

Das Thema des ersten Gesprächsforums Gemeindepädagogik lautete „Kirche und ihre Zukunft“. Wir haben dieses Thema einerseits gewählt, weil es aktuell ist, denn die Kirche steht u.a. durch ‚Individualisierungs- und Pluralisierungsschübe‘ wie durch finanzielle Engpässe derzeit und in Zukunft unter starkem Veränderungsdruck. Andererseits fiel die Wahl auf dieses Thema auch deshalb, weil es für Gemeindepädagogik von Beginn an konstitutiv gewesen ist.

Denn es war und ist stets ihr Bemühen, gesellschaftliche, lebensweltliche und gemeindliche Wirklichkeit auf eine für Menschen in ihrer konkreten Situation hilfreiche Weise aufeinander zu beziehen und auf diesem Wege Impulse für Veränderungsprozesse in Kirche, Gemeinden und im Alltag zu geben.

Es schien uns notwendig, bei der Frage nach der Kirche und ihrer Zukunft unter gemeindepädagogischem Blickwinkel mit einer Bestandsaufnahme zu beginnen. Der Begriff Gemeindepädagogik kam ja auf und religionspädagogische Fachbereiche an Ev. Fachhochschulen wurden in den siebziger Jahren geschaffen im Zusammenhang mit Bestrebungen zu einer Kirchenreform.

So lag es nahe danach zu fragen, was gemeindepädagogische Praxis in der Kirche eigentlich bewirkt und erreicht hat. Bei der Beantwortung dieser Frage wollten wir zunächst einmal Gemeindemitglieder zu Wort kommen lassen, die gemeindepädagogische Praxis erlebt und ihre Auswirkungen auch an der eigenen Person erfahren haben, um dann das Ergebnis mit der Sicht von Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen zu vergleichen. Diese „Bestandsaufnahmen gemeindepädagogischer Praxis“ finden sich im ersten Teil dieses Buches.

Vier *Laien* wurden gebeten, beim ersten Gesprächsforum Gemeindepädagogik *über ihre Erfahrungen mit gemeindepädagogischer Arbeit* zu berichten und ein Fazit zu ziehen unter der Fragestellung: Was haben Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen in Kirche und Gemeinden angestoßen, verändert, bewirkt? Ihre Voten und deren Kommentierung finden sich in Teil I (Erfahrungen mit gemeindepädagogischer Arbeit, S.15ff)

Die Voten der vier Gemeindemitglieder wurden in einem zweiten Teil des Forums „Kirche und ihre Zukunft“ wieder aufgenommen. Es galt die Bedeutung des Laienelements für das Profil der Gemeindepädagogik zu diskutieren, ferner *aus der Sicht dieser Berufsgruppe* zu thematisieren, was

erreicht wurde, um schließlich, ausgehend von der Bestandsaufnahme, nach den Perspektiven für die Zukunft zu fragen. Da uns dieses Gespräch für eine schriftliche Wiedergabe ohne größere Überarbeitung nicht geeignet erschien, haben wir es in Übereinstimmung mit den Beteiligten durch Einzelinterviews ersetzt und diese ebenfalls kommentiert (in Teil I: GemeindepädagogInnen berichten, S.47ff).

Bilanzieren die Gemeindeglieder im ersten Teil des Gesprächsforums „Kirche und ihre Zukunft“ ihre bisherigen Erfahrungen und richteten die GemeindepädagogInnen im zweiten Teil den Blick sowohl zurück wie nach vorne, so ging es im dritten Teil der Veranstaltung ausschließlich um die Zukunft.

Den Vortrag von Roland Degen mit dem Titel „Gemeindepädagogische Perspektiven für eine Kirche der Zukunft“ haben wir in einer vom Verfasser überarbeiteten Form im dritten Teil des Buches „Gemeindepädagogische Zukunftsperspektiven“ abgedruckt. Die konzeptionellen Überlegungen, die sich mit der *Zukunft der Kirche aus gemeindepädagogischer Sicht* beschäftigen, sind also quasi das Fazit des ersten gemeindepädagogischen Forums (in Teil III: Gemeindepädagogische Perspektiven für eine Kirche der Zukunft, S.175ff).

In den konzeptionellen Schlussteil haben wir davor ferner einen Aufsatz von Ludwig Metzger aufgenommen, der wichtige in dem Forum thematisierte Inhalte noch einmal aufnimmt und miteinander zu verknüpfen versucht: *die Bedeutung ehrenamtlicher Arbeit* für gemeindepädagogische Arbeit und vor allem für eine zukünftige Kirche und deren Gestaltwandel (in Teil III: Ehrenamtliche Arbeit in Kirchengemeinden und kirchlicher Strukturwandel, S.159ff).

Zwischen den vor allem gemeindepädagogische Praxis reflektierenden Teil I des Buches, das den ersten und zweiten Teil des ersten Gesprächsforums Gemeindepädagogik dokumentiert, und Teil III, der grundsätzliche Ausführungen

zum Thema des ersten Forums sowie einen ergänzenden Aufsatz enthält, haben wir in Teil II zwei Aufsätze eingefügt, die dem zweiten Gesprächsforum Gemeindepädagogik und seiner Thematik „Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit“ gewidmet sind.

Ursprünglich wollten wir nur das erste Gesprächsforum dokumentieren. Was uns dann aber bewog, die Dokumentation der beiden Foren miteinander zu verknüpfen, war die Erkenntnis, dass das zweite gemeindepädagogische Forum, welches ausschließlich einen bestimmten Aspekt gemeindepädagogischer Praxis zum Thema hatte, durchaus geeignet schien, die Bestandsaufnahme gemeindepädagogischer Arbeit, die beim ersten Forum mehr einem Überblick über das Erreichte diente, durch einen speziellen Aspekt zu vertiefen. Beratung und Seelsorge gehören nicht zum Kernbestand gemeindepädagogischer Aufgabenstellung und Zielsetzung, gewinnen aber offenbar aufgrund neuerer gesellschaftlicher Entwicklungen mehr und mehr an Bedeutung in der gemeindepädagogischen Arbeit. Bei diesem Gesprächsforum berichteten fünf *GemeindepädagogInnen* beispielhaft, wo in ihrer Arbeit Beratungs- und Seelsorgesituationen vorkommen und *welchen Stellenwert das beratende und seelsorgerliche Handeln in ihrem beruflichen Gesamtkontext einnimmt*. Das Gehörte wurde *aus der Sicht zweier anderer Berufsgruppen*, von einer Sozialarbeiterin und einem Pfarrer *kommentiert*, die nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten sowie möglichen Vernetzungen fragten. Die Berichte und Kommentare sowie deren thematische Zusammenfassung finden sich im Aufsatz „Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit – ein Blick in die Praxis“. (in Teil II, S.111ff)

Die anschließenden „Überlegungen zur gemeindepädagogischen Beratung und Seelsorge im Kontext von Theologie und Pädagogik“ werfen exemplarisch einen *Blick auf die neuere Diskussion in den beiden zentralen Bezugsdisziplinen der Gemeindepädagogik*: Zum einen interessiert der

Stellenwert des beratenden Handelns innerhalb der Pädagogik und zum anderen der aktuelle Seelsorgediskurs innerhalb der praktischen Theologie. Anschließend werden die jeweiligen Entwicklungslinien in ihrer Bedeutung für die gemeindepädagogische Arbeit zusammengeführt und abschließend die Frage erörtert, welchen Stellenwert das gemeindepädagogische beratende und seelsorgerliche Handeln im Gesamtgefüge zukünftiger kirchlicher Arbeit besitzt. (Teil II, S.139ff)

Wir sind uns bewusst, dass durch diese beiden zusätzlichen Kapitel in Teil II eine Akzentverschiebung erfolgt. Die Analyse gemeindepädagogischer Praxis rückt in den Vordergrund, das Thema „Zukunft der Kirche“ mehr in den Hintergrund. Andererseits interessiert den Leser und die Leserin eines Buches die genaue Wiedergabe einer Veranstaltung wenig. Lifeereignisse und deren schriftliche Wiedergabe lassen sich sowieso nicht zur Deckung bringen, Buchveröffentlichungen verselbständigen sich. Der neue Akzent widerspricht u.E. der ursprünglichen Absicht auch nicht, weil wir davon ausgehen, dass es ein Grundanliegen von Gemeindepädagogik ist, dass Kirche in Bewegung ist und nicht um sich selbst kreist. Die Praxis der Gemeindepädagogik muss sich daher daran messen lassen, ob die Zukunft der Kirche der Horizont ihrer Arbeit ist oder nicht.

Um aber die Absicht des ersten Forums noch erkennbar werden zu lassen, wollten wir die Bedeutung des Aufsatzes von Roland Degen durch seine Platzierung am Ende des Buches hervorheben. Der beschriebenen Akzentverschiebung trägt der Titel des Buches Rechnung, der ursprünglich wie das erste Forum „Die Kirche und ihre Zukunft als gemeindepädagogische Frage“ heißen sollte und jetzt lautet: „*GEMEINDEPÄDAGOGIK IM WANDEL – ERFAHRUNGEN UND PERSPEKTIVEN*“.

TEIL I:

BESTANDSAUFNAHMEN GEMEINDEPÄDAGOGISCHER PRAXIS

LUDWIG METZGER

ERFAHRUNGEN MIT GEMEINDEPÄDAGOGISCHER ARBEIT

1. EHRENAMTLICHE BERICHTEN

1.1 Erhard Vollberg

Ich komme aus der Dreifaltigkeitskirche in Darmstadt-Eberstadt, bin dort im Kirchenvorstand und seit 1985 dessen Vorsitzender. Von Beruf war ich seit 1977 bis zu meiner Pensionierung stellvertretender Studiendirektor.

Meine ersten Erfahrungen mit Gemeindepädagoginnen gehen sehr weit zurück. In unserer Gemeinde waren nach meiner Erinnerung nacheinander vier Gemeindepädagoginnen – auch manchmal zwei gleichzeitig – tätig.

Die älteste Erinnerung geht zurück in eine Kirchenvorstandssitzung, in der die damalige erste Gemeindepädagogin über ihre Arbeit in der noch ungeteilten Gemeinde berichtete. Ein Kirchenvorsteher fragte, worin sich das Christliche in einer kirchlichen Jugendarbeit zeige, ob denn auch manchmal eine Bibelarbeit o.ä. vorkomme, ob auch manchmal ein Gebet gesprochen werde? Antwort: „Damit kann ich doch den Jugendlichen nicht kommen.“ In diesem Zusammenhang fiel dann auch der Begriff „offene Jugendarbeit“. Er ist seitdem in unserer Gemeinde vorbelastet.

Die nachfolgenden Gemeindepädagoginnen unterschieden sich hier ganz deutlich von ihrer Vorgängerin.

Manche Gemeindepädagoginnen neigen dazu, überall ihre Kenntnisse – in manchen Fällen auch leicht besserwisserisch bis überheblich – anzubringen oder herauszustellen. Bei der Vorbereitung von Familiengottesdiensten, die in unserer Gemeinde stets in Zusammenarbeit mit einer Gemeindepädagogin erfolgen, kommt es gelegentlich vor, dass

die Anwesenheit einer Pfarrerin, eines Pfarrers für überflüssig erklärt wird, da die Gemeindepädagogin berechtigt sei, selbst Gottesdienst zu halten.

Kaum etwas hält sie davon ab, mit sämtlichen Jugendlichen gegenseitig per Du zu verkehren.

Manche Gemeindepädagoginnen arbeiten lieber im Verborgenen. Sie sind sehr aktiv bis überaktiv, vergessen dabei sehr leicht, die Verantwortlichen, den Kirchenvorstand, frühzeitig zu informieren oder gar zu fragen.

Soviel zur Kritik.

Ein mögliches Indiz für den Erfolg einer Gemeindepädagogin sind die 'öffentlichen Auftritte' der verschiedenen von ihr gegründeten, geleiteten Gruppen im allgemeinen Gemeindeleben: bei Gemeindefesten, bei der Konfirmandenbetreuung, bei besonderen Gottesdiensten, Theateraufführungen etc. Hieraus geht sofort die Erwartung in der Gemeinde (Kerngemeinde?) hervor, dass Gemeindepädagoginnen vorwiegend in der Jugendarbeit tätig sein sollten.

Positives:

Gmeindepädagoginnen sind regelrechte Ideenbörsen. Es kommt so gut wie nie vor, dass ihnen zu irgendeinem Problem kein Lösungsvorschlag einfällt. Sie gehen meist sehr mutig die verschiedensten Aufgaben an. Eine traurige Gemeindepädagogin habe ich noch nicht kennengelernt. *Unsere* Gemeindepädagoginnen brachten durchweg ein gesundes Selbstbewusstsein mit.

Die Zusammenarbeit mit unseren Gemeindepädagoginnen war bis auf die eine Ausnahme jedes Mal fruchtbringend und hilfreich. Das war auch dann der Fall, wenn wir einmal nicht einer Meinung waren, denn eine Problembehandlung mit ihnen ist immer sachlich, von gegenseitigem Vertrauen getragen und führt deshalb stets weiter. Dies konnten wir auch feststellen, als im Zusammenhang des kirchlichen Besuchsdienst unsere Gemeindepädagogin bereits im Vorfeld in der Vorbereitungsgruppe unser Gemeindeprofil anmahnte

te und wir darauf in eine fruchtbare Diskussionsphase eintraten.

Ein weiteres Beispiel für die äußerst fruchtbare Zusammenarbeit mit unserer Gemeindepädagogin war ihr spontaner Einsatz als Moderatorin bei einer unserer Kirchenvorsteherrüstzeiten gewesen. Sie wurde zu einer für alle interessanten, auch fröhlichen und letztlich erfolgreichen Veranstaltung.

Bevor wir in unserer Gemeinde auf die Mitarbeit einer Gemeindepädagogin verzichten, werden wir vorher alle Möglichkeiten einer Stellenumwidmung und dgl. ausschöpfen.

Wir erwägen bei weiteren Stellenkürzungen bzw. bei einem etwaigen Stellenwegfall einen Förderverein zur Finanzierung der Stelle ins Leben zu rufen.

1.2 Martina Hanf

Ich komme aus der Christuskirchengemeinde in Viernheim. Dort bin ich im Kirchenvorstand und im Öffentlichkeitsausschuss. Außerdem bin ich im Redaktionsteam unseres Gemeindebriefes, wo ich unter anderem mit unserer Gemeindepädagogin zusammenarbeite.

An der Ev. Fachhochschule in Ludwigshafen studiere ich Sozialpädagogik und arbeite momentan an meiner Diplomarbeit über die Öffentlichkeitsarbeit der Ev. Kirche in Hessen und Nassau.

Da es schon vor meiner 'aktiven Zeit' eine Gemeindepädagogin in unserer Gemeinde gab, kann ich keine Vergleiche ziehen, wie sich das Gemeindeleben durch diese Stelle verändert hat.

Trotzdem möchte ich auf die Probleme eingehen, die meiner Meinung nach entstehen würden, wenn unsere Gemeindepädagogin nicht mehr da wäre.

Die Arbeit müsste wohl unser Pfarrer mit übernehmen, wenn sie nicht wegfallen soll. Denn selbst wenn es Ehren-

amtliche gibt, die einiges machen können, so müssen diese in ihrer Arbeit auch unterstützt und angeleitet werden.

Das würde bedeuten, dass der Pfarrer diese Arbeit noch zusätzlich zu seinen vielfältigen Aufgaben in der Gemeinde übernehmen müsste.

Darin sehe ich zum einen ein zeitliches Problem. Die Arbeit in unserem Jugendtreff ist in den Abendstunden am Wichtigsten, zu einer Zeit also, da der Pfarrer seinen wohlverdienten Feierabend hat oder andere Gruppen und Kreise betreuen muss. Doch auch von seiner Ausbildung her ist er auf diese Aufgabe nicht vorbereitet. Natürlich kann er sich Bastelbücher besorgen und mit der Kindergruppe daraus etwas machen, er kann sich auch mit den Jugendlichen zusammensetzen und sich mit ihnen unterhalten.

Doch dies auch unter pädagogischen Gesichtspunkten zu gestalten, auf die Spannungen, Streitereien der Kinder einzugehen und die unterschiedlichen Fähigkeiten der Kinder zu erkennen und angemessen zu fördern, dies wird er ohne Ausbildung wohl kaum leisten können.

In diesem Zusammenhang muss sich die Gemeinde oder auch die Kirche überlegen, welchen Maßstab sie anlegt. Legt sie Wert auf Professionalität oder reicht es, irgend etwas anzubieten?

Es kommt mir so vor, als müsse der Pfarrer ein ‚Multitalent‘ sein, das alle Bedürfnisse der Gemeindemitglieder erfüllen kann. Er soll geistlicher Hirte, Kommunikationsexperte, Psychologe, möglichst noch guter Entertainer und Ideenspender sein. Dazu kommt auch noch die Gemeindepädagogik.

Wer das als problemlos ansieht, setzt nicht nur die Arbeit der Gemeindepädagogen herab, sondern verwässert auch das Profil des Pfarrerberufes.

Ein wichtiger Punkt ist für mich auch die Motivation, aus der heraus jemand sich für ein Studienfach entscheidet. Diese dürfte für Theologie und Gemeindepädagogik unter-

schiedlich sein. Die Arbeit mit Menschen ist wohl bei beiden wichtig, trotzdem ist es eine andere Stufe der Begegnung. Denn für die Menschen ist ein Pfarrer noch immer in erster Linie ein Mann Gottes und keine Person wie du und ich.

Dies darf bei diesen ganzen Überlegungen nicht übersehen werden. Der Pfarrer hat einen gewissen Status und kann nicht einfach als Kumpel oder lockerer Ansprechpartner angesehen werden. Er wird viel enger mit der Institution Kirche in Verbindung gebracht, als die Gemeindepädagogen. Dadurch kann es schon zu Hemmschwellen oder negativen Vorurteilen kommen, die erst überwunden werden müssen. Diese Hürden muss die Gemeindepädagogin nicht erst nehmen. Deshalb können hier Gespräche und Kontakte in anderer Art und Weise stattfinden.

Gerade dafür finde ich den Beruf ‚Gemeindepädagogin‘ bzw. ‚Gemeindepädagoge‘ ideal. Es ist zwar ein theologisches Wissen vorhanden, doch im Vordergrund steht die pädagogische Arbeit mit den Gemeindegliedern.

Mein Fazit ist, dass die Vielfalt unseres Gemeindelebens durch den Wegfall der Gemeindepädagogenstelle sehr leiden würde.

1.3 Gabriele Gebhardt

Ich komme aus der Südostgemeinde in Darmstadt und bin von Beruf Diplompädagogin mit eigener Praxis.

Ich habe eine Überschrift gesucht für das, was ich Ihnen heute mitteilen möchte und fand folgende: „Gemeindepädagogin und Gemeindepädagoge als Integrationsfigur“.

Meine eigenen Kinder sind in der Südostgemeinde mit den Freizeitangeboten der Kirche vertraut gewesen. Über sie habe ich den Gemeindepädagogen kennengelernt. Ich fand das eine sehr spannende Sache, weil ich persönlich ein zwiespältiges Verhältnis zur Kirche und zu allen Dingen wie Gottesdienst und ähnlichem hatte und manchmal auch noch habe.

Durch den Austausch mit dem Gemeindepädagogen habe ich eine neue Erfahrung gemacht und bin so auch wieder näher zur Kirche gekommen. Ich habe sogar nach einer gewissen Zeit wieder angefangen, Gottesdienste zu besuchen. Irgendwann fragte mich der Gemeindepädagoge, ob ich nicht Interesse hätte, im Jugendausschuss mitzuarbeiten. Dies tue ich nun seit drei Jahren sehr gern. Es macht mir viel Spaß. Ich sehe so die Möglichkeit, ohne dass ich in Regelmäßigkeit den Gottesdienst besuchen muss, an der Gemeinde teilnehmen zu können.

Ich will jetzt einige Stichpunkte nennen, was, wie ich glaube, einen Gemeindepädagogen und einen Gemeindepädagogin ausmacht. Es ist ein Balanceakt, die Älteren für die Belange der Jüngeren zu interessieren und umgekehrt. Das ist gerade in unserer Gemeinde – von ihr her sind meine Überlegungen natürlich geprägt – eine notwendige Aufgabe. Ich glaube des Weiteren, dass der Gemeindepädagoge ein Bindeglied sein kann zwischen den einzelnen Gruppen in der Gemeinde, die sich gebildet haben. Ich halte das für eine ganz wichtige Aufgabe. D.h. für Menschen und Gruppen, die eine gewisse Distanz zur Kirche haben, verbinde ich mit der Person des Gemeindepädagogen die Möglichkeit, doch ein Stück weit zur Kirche zu kommen und in der Gemeinde zu sein, ohne dass ich erst mal wirklich in dieses ganze andere Prozedere hineingehen muss; also ein Stück Überwindung der Schwellenangst, die ich immer noch erlebe gegenüber Pfarrer und Kirche. Ich glaube, in Anbetracht dessen, dass immer mehr Menschen sich von der Kirche abwenden, ist das ein ganz entscheidender Punkt. Als weiteren wichtigen Aspekt der Arbeit eines Gemeindepädagogen nenne ich die Umsetzung von kirchlichem Glauben im Alltag und innerhalb der Gemeinde. Es geht darum, Kirche erfahrbar zu machen. Dazu gehört für mich z.B. die Gestaltung von Familiengottesdiensten. Solche und ähnliche Veranstaltungen sind Ansatzpunkte für gemeindepädagogische Arbeit. Es geht um Menschen, die noch nicht in der Kirche

integriert, aber auf der Suche nach Werten sind. Sie kann man auf diese Weise, glaube ich, wieder in die Kirche zurückholen.

Aufgrund der Ausbildung, meine ich, sollte es einem Gemeindepädagogen möglich sein, die Ressourcen der Gemeindeglieder zu nutzen und damit eine lebendige Gemeinde zu schaffen. Schließlich ist es m.E. wichtig, dass der Gemeindepädagoge persönliche Ansprache bei den Gemeindegliedern sucht, dass er sowohl Hausbesuche macht als auch den vorübergehenden Kontakt auf der Straße sucht. Das habe ich auch persönlich als sehr wichtig empfunden, da ist auch sehr viel ‚rübergekommen‘. Ich finde auch, dass der Gemeindepädagoge nicht nur für die Jugend zuständig sein sollte, sondern für alle Bereiche, die es innerhalb der Gemeinde gibt. Der Gemeindepädagoge sollte ein Bindeglied zum Pfarrer sein und dies sollte konstruktiv kritisch erfolgen. Das fände ich wünschenswert, weil ich glaube, dass dann neue Gemeindekonzepte auch mit dem Gemeindepädagogen entwickelt werden können. Er könnte dann aufgrund seiner Ausbildung ruhig auch mal den Finger in eine Wunde legen, die vielleicht in der Gemeinde gerade da ist und dadurch Gemeinde wieder lebendiger machen und Austausch ermöglichen. Integration der Generationen ist mein Wunsch an Gemeindepädagogik, weil ich glaube, dass Gemeinde aus Erfahrenen und Suchenden besteht. Ich glaube, darin könnte eine große Aufgabe des Gemeindepädagogen bestehen.

1.4 Susanne Paechnatz

Mein Statement beruht auf den Erfahrungen, die ich sowohl als Frau eines Gemeindepfarrers in 25 Jahren in zwei Kirchengemeinden gemacht habe, als auch als Frauenhilfefrau, späteres Vorstandsmitglied und Vorsitzende des Landesverbandes der Ev. Frauenhilfe.

Als Frau eines Gemeindepfarrers sind mir sowohl Lehrvikarinnen und -vikare begegnet, als auch Gemeindepädago-

ginnen und -pädagogen im Anerkennungsjahr. Spannende Vergleichsmöglichkeiten ergaben sich, wenn gleichzeitig beide unterschiedlichen Berufe ihre Praxiserfahrungen in der Kirchengemeinde machten.

In der *Gemeinde* erlebte ich Gemeindepädagoginnen vorrangig in der Kinder- und Jugendarbeit, später in der Gemeindefest mit psychisch Kranken und bei Angeboten auf Gemeindefesten. Sie gingen mehr auf die Zielgruppe ein, verfügten über weitaus mehr gruppenspezifische Arbeitsweisen als die Lehrvikarinnen, denen dies aufgrund ihrer Ausbildung fehlte. Erlebte Kindergottesdienste bei einer Diakonisse und Jungscharstunden bei mehr oder weniger ausgebildeten Jugendlichen standen im Kontrast zu der nun erlebten Gruppenarbeit, die auf unterschiedlichen Methoden und unterschiedlichen Arbeitsstilen basierte.

Bei Ferienspielen, die in einem Jahr in unserer Dorfgemeinde angeboten wurden, stammten die Ideen und deren Umsetzung von der Gemeindepädagogin. Der Lehrvikar war bei der Vorbereitung Hilfskraft bzw. Auszubildender der Gemeindepädagogin. Das hört sich jetzt an, als würde ich karikieren. Aber man muss einfach sehen, dass Theologen vorwiegend lernen, Menschen anzupredigen. Von daher dürften z.T. auch die Schwierigkeiten im RU und KU rühren.

Die Veränderung der Strukturen und die Verbesserung der Zusammenarbeit war mit ein Verdienst der Gemeindepädagogin in den Kirchengemeinden. Sie wurde u.a. durch die Einbeziehung der Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen in Kirchenvorstands- und Mitarbeitersitzungen erreicht.

In der Kinder- und Jugendarbeit erfuhren ehrenamtliche Mitarbeiterinnen Fortbildung für ihren Arbeitsbereich und Unterstützung bei ihrer Arbeit. Mit den Erfolgserlebnissen wuchs das Selbstvertrauen, und das Selbstverständnis begann sich zu verändern. Dies motivierte mich zu eigenen

Aktivitäten, z.B. zum Umsetzen von Geschichten, die ich als Diplom-Bibliothekarin bei Vorlese-Nachmittagen anbot. Für mein ehrenamtliches Arbeitsgebiet ‚Frauenarbeit‘¹ erfuhr ich methodisches Knowhow oft schon im Umgang der Propsteibeauftragten mit uns Ehrenamtlichen. Es zeigte sich für mich, dass es außer ‚Anpredigen‘ noch etwas anderes gibt: die Einbeziehung der Frauen, das Wahrnehmen ihrer Fähigkeiten und Talente und die Möglichkeit, sie zu stärken. Dabei brauchte ich immer wieder Rückendeckung. Denn die Frauen in den Gruppen mochten die für sie zunächst anstrengende und fremde Arbeitsweise gar nicht. Inzwischen schätzen sie die verschiedenen Arten von Gruppenarbeit sehr und wehren sich dagegen, wenn es z.B. bei Frühstücksgesprächen für Frauen nur die Form des Vortrags gibt. Allerdings fehlt mir noch der nächste Schritt bei den Gruppenmitgliedern bzw. den Vorstandsfrauen vor Ort: die Übernahme von Gruppenleitung bzw. weiteres Einüben in Teamarbeit. Doch da machen sich die Gruppenmitglieder noch gegenseitig Schwierigkeiten.

Meine Spiritualität bzw. deren Wahrnehmung und das Zutrauen in eigenes theologisches Arbeiten (z.B. bei Andachten) und Begegnungen mit feministischer Theologie verdanke ich meiner Arbeit im Landesverband. Hier habe ich Wertschätzung der Ehrenamtlichen und ihre Stärkung erfahren. Damit wuchs allerdings proportional die kritische Sichtweise gegenüber Gottesdiensten und Arbeitsweisen von – auch jüngeren – Theologinnen.

Das Erarbeiten von eigenen Frauen-Gottesdiensten mit anderen Frauengruppierungen im Landkreis wurde bei mir durch die Erfahrungen in der Weltgebetstagsarbeit gefördert.

¹ Zur Arbeitsweise und Struktur der Evangelische Frauenhilfe in Hessen und Nassau vgl. das Interview mit Renate Drevensek in diesem Band auf S. 74ff.

Der Blick wurde auch geöffnet für berechnigte Forderungen von Kirchenfernern, denen gerade viele Frauenhilfefrauen kritisch bis ablehnend gegenüber stehen.

Bestärkt wurde ich auch darin, den Frauen deutlich zu machen, dass alles Tun politische Folgen hat. Gerade im Zusammenhang mit den Vorbereitungen zum Weltgebetstag wuchs auch die Bereitschaft der Frauengruppen, sich auf politische Fragestellungen einzulassen, und weltweite Solidarität zu entwickeln.

Ich wünschte mir bei der Ausbildung von Lektorinnen die Beteiligung von Gemeindepädagoginnen, um u.a. das pfarrerzentrierte Gemeindeverständnis zu relativieren, das Lektorinnen auf sich übertragen, und um sie Alltagserfahrungen wahrnehmen zu lassen, die sie dann in die Gottesdienstgestaltung, in Gebete und Segen einzubeziehen können.

Gewandelt hat sich durch diese Erfahrungen mein Umgang mit Menschen im zwischenmenschlichen Bereich: besser hinsehen, hinhören, geduldiger werden, Stärken nicht nur bei mir wahrnehmen.

Am Anfang hat mich die Langmut von Propsteibeauftragten im Landesverband gegenüber ehrenamtlichen Frauen bisweilen gestört: ihre Sichtweise, die betont, dass diese Frauen so geworden sind durch die Umstände, an denen meistens die Männer (Pfarrer) Schuld sind. Es dauerte einige Jahre, bis die Propsteibeauftragten auch zugaben, dass Schwierigkeiten z.T. auch an den Charaktereigenschaften der Ehrenamtlichen lagen.

Ihr Spagat zwischen der Förderung von Frauen einerseits und der eigenen völligen Selbstzurücknahme stand für mich z.T. auch im Widerspruch zu dem von ihnen vertretenen Lernziel für Ehrenamtliche: fordernd aufzutreten.

2. KOMMENTAR ZU DEN STATEMENTS DER EHRENAMTLICHEN

2.1 Analyse der Positionen und Sichtweisen der Ehrenamtlichen

Es ist ratsam, bei der Beurteilung der Voten der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu gemeindepädagogischer Arbeit zunächst danach zu fragen, aus welchem Blickwinkel und von welchem Standort aus sie argumentieren.

Am deutlichsten profiliert sind in dieser Hinsicht die Statements von *VOLLBERG* einerseits und *GEBHARDT* andererseits. *VOLLBERGS* Sicht ist vorwiegend die der Kerngemeinde¹, was zu seiner Position als Vorsitzender des Kirchenvorstandes passt. Die Perspektive, von der *GEBHARDT* herkommt und die sie – wie selbst ausführt – teilweise heute noch hat, ist hingegen die der der Kirche gegenüber Kritischen, Distanzierten.

Mit diesen Feststellung ist keine Wertung verbunden. Es ist nicht nur legitim, sondern dient auch der Klarheit, wenn Urteile den Standort, von dem aus sie gefällt sind, erkennen lassen. Problematisch wären nur absolut gesetzte Standpunkte, die es nicht zulassen, auch einmal die Perspektive zu wechseln und einen andern Blickwinkel einzunehmen. Dies ist aber weder bei *VOLLBERG* noch bei *GEBHARDT* der

¹ Zur Kerngemeinde gehören nach dem hier vertretenen Verständnis Menschen innerhalb einer Kirchengemeinde, die 1) sich stark mit der Gemeinde und ihren Zielen identifizieren - mit einer relativ starken Binnenorientierung, 2) nach ihrem eigenen Selbstverständnis sich im Zentrum der Gemeinde befindlich betrachten und sich mit den Hauptamtlichen, insbesondere mit dem/der Pfarrer/PfarrerIn bzw. mit den Pfarrern/Pfarrerinnen, verbunden fühlen, 3) ein relativ fest umrissenes, relativ statisches Bild von Gemeinde haben, für deren rechte Gestalt, Ordnung und (auch theologische) Ausrichtung sie sich verantwortlich fühlen.

Fall. Bei *VOLLBERG* wird das daran sichtbar, dass er die Zusammenarbeit mit Gemeindepädagoginnen gerade da als fruchtbringend und hilfreich ansieht, wo unterschiedliche Meinungen zu Spannungen führen. Bei *GEBHARDT* kommt das darin zum Ausdruck, dass sie trotz ihrer Distanz zur Kirche (oder gerade deshalb?) ‚Integration‘ zum Schlüsselbegriff ihres Statements macht (dazu s.u.).

Während die Standorte von *VOLLBERG* und *GEBHARDT* relativ eindeutig an den beiden Enden einer Skala anzusiedeln sind, liegen die Voten von *HANF* und *PAECHNATZ* irgendwo dazwischen.

HANF äußert sich nicht explizit über ihr Verhältnis zur Kirche. Man gewinnt aber den Eindruck, dass sie aufgrund persönlicher Kontakte (bei der wahrscheinlich die Gemeindepädagogin eine wichtige Rolle gespielt hat), zur Gemeinde gefunden hat, ohne dass sie dabei eine allzu große Hürde überwinden musste. Sie nimmt Gemeinde offenbar als eine hilfreiche Institution wahr. Sie ist froh, dass es dort eine pädagogische Arbeit gibt, wobei die pädagogische Qualität sich für sie vor allem in der Fähigkeit zeigt, auf Menschen einzugehen, und ihre Fähigkeiten sowie Kommunikation untereinander zu fördern. Insofern ist sie mit der Gemeinde relativ stark verbunden. Eine Identifikation mit theologischen Prämissen und Zielen der Gemeinde spielt in ihrem Votum allerdings keine Rolle (damit ist freilich nicht gesagt, dass sie für sie nicht von Bedeutung sind). Insofern gehört sie wohl auch nicht zur Kerngemeinde in dem von mir definierten Sinne. Vielmehr darf man vermuten, dass Gemeinde für sie in erster Linie Bedeutung gewinnt durch ihre Funktion, die sie für das Alltagsleben der Menschen hat.

PAECHNATZ‘ Betrachtungsweise ist von vorneherein mehrperspektivisch. Einerseits denkt sie von der Institution Kirche her und nimmt sie wahr über ihre Rolle als Pfarrfrau und Vorstandsmitglied der Frauenhilfe. Andererseits (wahrscheinlich gerade weil sie die Innenperspektive so gut

kennt) sind auch kirchenkritische Töne unüberhörbar, so dass es ihr im Verlauf des Lernprozesses, den sie in Zusammenhang ihrer Arbeit mit Gemeindepädagoginnen beschreibt, nicht schwer fällt, auch die Außenperspektive der Kirchenfernen wahrzunehmen und ernst zu nehmen.

2.2 Gemeindepädagogische Praxis aus der Sicht der vier Ehrenamtlichen

Die Arbeit der Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen wird aus der Sicht der Ehrenamtlichen überwiegend positiv beurteilt. Es gibt aber auch kritische Anmerkungen von Vollberg und Paechnatz.

Im folgenden sollen in einem ersten Schritt die vier Statements der Ehrenamtlichen gesondert besprochen werden. In einem zweiten Schritt werden dann diese Voten verglichen, und Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgearbeitet (2.3).

2.2.1 DAS STATEMENT VON ERHARD VOLLBERG²

Die kritischen Anmerkungen Vollbergs betreffen vier Punkte:

Zum einen geht es um die mangelnde Distanz, die Gemeindepädagoginnen gegenüber Jugendlichen wahren, wenn sie mit allen Jugendlichen per Du verkehren.

Zweitens kritisiert er bei *einer* Gemeindepädagogin, dass sie zu wenig christliche Inhalte in die Jugendarbeit eingebracht habe. Dabei bleibt in der Schwebe, ob es diese Tatsache an sich ist, die Vollberg kritisiert, oder ob es die mangelnde Sensibilität im Umgang mit Erwartungen der Kerngemeinde ist, die ihm missfällt. Wahrscheinlich trifft beides zu.

Mangelnde Rücksichtnahme betrifft auch einen dritten Punkt: Transparenz in der Arbeit mancher Gemeindepäda-

² Es ist anzumerken, dass Vollberg es stets mit Frauen in der gemeindepädagogischen Praxis zu tun hatte.

goginnen und Einbeziehung/Informierung der zuständigen Gemeindeglieder (des Kirchenvorstandes) bei ihren Aktivitäten wird eingefordert.

Möglicherweise hat dieses Verhalten auch etwas mit dem vierten Kritikpunkt zu tun: In manchen Fällen sei ein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein, ja eine gewisse Überheblichkeit festzustellen sowie die Beanspruchung einer bestimmten (umstrittenen) Kompetenz. In dem fraglichen Punkt geht es um das von den Gemeindepädagoginnen geforderte Recht, selbständig einen Familiengottesdienst zu halten.

Besonders der letzte Kritikpunkt steht in einer gewissen Spannung zu der positiven Feststellung Vollbergs, dass (mit einer Ausnahme) eine sachliche Auseinandersetzung mit den Gemeindepädagoginnen immer möglich gewesen sei. Offenbar wurde die Überheblichkeit immer nur punktuell empfunden und war einer Bearbeitung im Gespräch zugänglich. An anderer Stelle gebraucht Vollberg auch den Ausdruck „*gesundes* Selbstbewusstsein“. Man *gewinnt* den Eindruck, dass hinter der „Überheblichkeit“ auch Auseinandersetzungen um die Kompetenzen der beiden Berufsgruppen ‚Pfarrer/Pfarrerin‘ und ‚Gemeindepädagogin‘ stehen. Es war aber, wie es scheint, (mit einer Ausnahme) stets möglich, Lösungswege zu finden.

Dass eine sachliche Auseinandersetzung mit Gemeindepädagoginnen möglich sei (auch bei unterschiedlicher Meinung) spricht für deren kommunikative Kompetenz (die genannten Kritikpunkte bedeuten freilich eine Einschränkung dieser positiven Sicht).

In dieselbe Richtung weisen andere Punkte: dass Gemeindepädagoginnen anregend („Gemeindepädagoginnen sind regelrechte Ideenbörsen“) und fröhlich seien („eine traurige Gemeindepädagogin habe ich noch nicht kennengelernt“), ist sicher auch als Ausdruck ihrer Fähigkeit des Umgangs mit andern Menschen zu interpretieren.

Gleichzeitig kann man aus dieser Beschreibung auch eine didaktische und methodische Kompetenz, eine Gestaltungscompetenz herauslesen. Man gewinnt den Eindruck, dass es nie langweilig ist mit ihnen. Sie sind, wie Vollberg anmerkt, auch in der Lage, spontan auf eine Situation zu reagieren: Die Moderation einer Kirchenvorsteherrüstzeit „wurde zu einer für alle interessanten ... Veranstaltung.“ Eng mit der Gestaltungscompetenz hängt die konzeptionelle Kompetenz zusammen. Gemeindepädagoginnen achten – so Vollberg – auf ein Gemeindeprofil.

Ohne es ausdrücklich unter die positiven Punkte zu rubrizieren, erwähnt Vollberg noch, dass Gemeindepädagoginnen in der Gemeinde Erfolg haben, weil sie für öffentliche Auftritte der von ihr gegründeten und geleiteten Gruppen im Gemeindeleben sorgen. Dahinter stehen vermutlich mehrere Absichten und Ziele der Gemeindepädagoginnen:

- Öffnung von Gemeindegruppen nach außen, Vernetzung verschiedener Gruppen untereinander, Anteil am Gemeindeleben,
- Gewinnung von Identität und Selbstbewusstsein bei den Beteiligten durch öffentliche Auftritte, Betonung der pragmatischen Dimension in Lernprozessen, Freude am Experimentieren,
- Weckung von Interesse und Akzeptanz für die Jugendarbeit in der Gemeinde.

Bemerkenswert ist die Schlussfeststellung Vollbergs: Trotz gewisser Reibungspunkte mit den Gemeindepädagoginnen, ist der Gemeinde deren Arbeit so viel wert, dass sie bereit sind, gegebenenfalls große Anstrengungen zu unternehmen, um auch in Zukunft nicht auf sie verzichten zu müssen.

2.2.2 DAS STATEMENT VON MARTINA HANF

Hanfs Votum ist ein Plädoyer für die Notwendigkeit pädagogischer Arbeit in Kirchengemeinden. Sie versucht zu zeigen, was gemeindepädagogisches Wirken zustande bringt bzw. was ohne dieses Wirken fehlen würde. Sie sieht

gemeindepädagogische Arbeit als notwendige Ergänzung zur Pfarrertätigkeit an, eine Arbeit, die der Pfarrer aus zwei Gründen nicht mit übernehmen könne: 1) weil er mit Arbeit überlastet und zeitliche Überschneidung von Arbeitsbereichen gegeben wäre und 2) weil er nicht die nötige fachliche pädagogische Kompetenz mitbringe. Daher sei eine Vielfalt der Berufe nötig.

Gemeindepädagoginnen/Gemeindepädagogen haben es aus ihrer Sicht gelernt, auf Menschen einzugehen und sie in ihren Fähigkeiten, ihrer Entwicklung und ihrer Persönlichkeit zu fördern. Sie sind ferner – so kann man aus ihren Ausführungen herauslesen – in der Lage, Spannungen, Streitereien und Kommunikationsstörungen in einer Gruppe zu bearbeiten.

Hanf denkt über die unterschiedlichen Rollen von Pfarrern und Gemeindepädagoginnen nach. Sie betont die Distanz, die durch den Status des Pfarrers gegeben ist. „Denn für die Menschen ist ein Pfarrer immer noch in erster Linie ein Mann Gottes und keine Person wie du und ich.“

Diese Identifikation der Pfarrerrolle mit der des Priesters oder Schamanen mag man kritisch sehen und zurückweisen oder positiv aufnehmen wollen. Es ist einfach eine Realität, dass solche archaischen religiösen Grundmuster immer wieder auch in unsrer modernen Gesellschaft anzutreffen sind. Jedenfalls ist für Hanf klar, dass bei einer Pfarrerin oder einem Pfarrer nicht dieselbe Unbefangenheit möglich ist wie bei einem Gemeindepädagogen oder einer Gemeindepädagogin, dem/der man auf gleicher Ebene begegnen kann. In dieser Unterschiedenheit hat sie offensichtlich auch Pfarrer und Gemeindepädagogin jeweils positiv erlebt. Pfarrer und Pfarrerrinnen repräsentieren die göttliche Seite (und damit das Geheimnis und die Unnahbarkeit), Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen die menschliche Seite der Institution Kirche (und damit deren Zugänglichkeit und Nähe). Beide Seiten der Kirche sollen aber vorhanden und durch eine Berufsgruppe vertreten sein.

Gemeindepädagoginnen sind aus der Sicht von Hanf zur Wahrnehmung dieser Rolle deswegen gut geeignet, weil sie neben pädagogischem auch theologisches Wissen haben. Das pädagogische Wissen befähigt sie zum Umgang mit Menschen, das theologische Wissen weist sie als solche aus, die mit der Kirche verbunden sind.

2.2.3 DAS STATEMENT VON GABRIELE GEBHARDT

Gebhardt hat ihre Ausführungen unter eine Überschrift gestellt: „Gemeindepädagogin und Gemeindepädagoge als Integrationsfigur“. In der Diskussion auf dem ersten gemeindepädagogischem Forum wurde die zentrale Stellung, die Frau Gebhardt dem Begriff ‚Integration‘ zuwies, von gemeindepädagogischer Seite kritisiert. Hinter dieser Kritik steht das gemeindepädagogische Interesse, zum einen einer vorschnellen innergemeindlichen Harmonisierung von gegensätzlichen Positionen zu wehren, zum andern eine rein binnenkirchliche Sicht von Gemeinde aufzubrechen. Gemeinde soll sich nach außen öffnen. Aus dieser Perspektive wird der Begriff ‚Integration‘ leicht zum Synonym für Rückzug, Vereinnahmung, Vereinheitlichung, Verschleierung von Konflikten u.ä. Demgegenüber wurde auf dem Forum von einer Gemeindepädagogin das kritische Potential der Gemeindepädagogik betont.

So verständlich diese Kritik an dem Begriff der Integration an und für sich sein mag, so wenig wird sie allerdings dem gerecht, was Gebhardt mit diesem Begriff intendiert. Sie denkt nicht – wie es vielleicht sonst oft im Zusammenhang mit dem Ziel der Integration geschieht – an konzentrische Kreise der Gemeinde, wobei Pfarrer und Gottesdienst die integrierende Mitte darstellen, auf die alles zuläuft und von der alles ausgeht. Integrationsfigur ist für sie ja interessanter Weise nicht der Pfarrer, sondern der Gemeindepädagoge bzw. die Gemeindepädagogin.

Aber was ist hier zu integrieren? Erfahrene Christen und solche, die der Kirche distanziert gegenüberstehen, bzw. Suchende sollen zueinander geführt werden. Dabei sollen

die Suchenden nicht genötigt werden, ihre fragende Haltung zu verleugnen. Sie sollen dazugehören dürfen, so wie sie sind. Dahinter steckt offensichtlich der Wunsch, dass Gemeinde ein Begegnungsraum zwischen Christen und Nichtchristen bzw. Suchenden, kein nur eindeutig christlicher Raum sein möge. Dabei wird das Recht zur Eindeutigkeit, für diejenigen, die sie wollen, wohl nicht bestritten (dafür steht der Gottesdienst). Aber die anderen sollen ihr Recht auch beanspruchen dürfen.

Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen können deshalb integrierend wirken, weil sie einerseits als Anwalt der Suchenden, andererseits als Bindeglied zum Pfarrer gesehen werden, der seinerseits die Kirche als Institution repräsentiert („gegenüber Pfarrer und Kirche“ erlebt sie immer noch Schwellenangst).³

Man kann fragen, ob der Begriff ‚Integration‘ angemessen ist für das, was Gebhardt sagen will. Geht es nicht eher um Dialog, Begegnung o.ä.? Ist der Gemeindepädagoge dann nicht eher Bindeglied, Vermittler o.ä.? Und doch macht es m.E. Sinn, dass Gebhardt den Begriff ‚Integration‘ gewählt hat. Der Begriff verdeutlicht den Wunsch und die Sehnsucht dazuzugehören. Sie möchte trotz ihrer Vorbehalte gegen vieles, was im Zentrum der Gemeinde (sofern man das so sehen will) geschieht, nicht am Rande der Kirche stehen, sondern teilhaben und respektiert werden. Das bringt der Begriff ‚Integration‘ gut zum Ausdruck. Gebhardt erwartet nicht nur von Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen, dass sie dies ermöglichen, sie hat eine solche Erfahrung mit dem Gemeindepädagogen ihrer Gemeinde auch gemacht. Sie möchte daher, dass er beteiligt ist an der Konzeptionsbildung in der Gemeinde. Als Anwalt und Vertreter der kirchenfernen Menschen soll er deren Sichtweise vertreten und durchaus auch kritisch sein („er könnte aufgrund

³ Das ist eine ähnlich Sichtweise wie bei Hanf. Allerdings fehlt bei Gebhardt die religiöse Interpretation des selben Grundmusters.

seiner Ausbildung ruhig auch einmal den Finger in eine Wunde legen, die vielleicht in der Gemeinde gerade da ist“).⁴

Bindeglied, Vermittler soll der Gemeindepädagoge auch zwischen den Generationen sowie zwischen den verschiedenen Gruppen sein. Ferner weist Gebhardt ihm die Aufgabe zu, Glaube und Alltag zusammenzubringen und damit Kirche erfahrbar zu machen. Das passt zu der Rolle des Anwalts der Kirchenfernen. Glaubensinhalte sollen nicht nur der innerkirchlichen Verständigung dienen, sie sollen auch in der Alltagswelt kommunizierbar sein und dort ihre hilfreiche Deutekraft entfalten.

2.2.4 DAS STATEMENT VON SUSANNE PAECHNATZ

Die Kritik von Paechnatz beschränkt sich auf einen Punkt:

Das Verständnis der Gemeindepädagoginnen für das Verhalten der Frauen in der Frauenhilfe erscheint ihr hin und wieder zu weitgehend, die Geduld zu groß. Es fehlt ihr in der Arbeit der Gemeindepädagoginnen in manchen Situationen das konfrontative Element, das i.E. notwendig wäre, gerade um Frauen dazu zu verhelfen, selbstbewusst ihre Sache zu vertreten. Kritisiert wird da im Grunde eine bestimmte feministische Sicht, die mangelndes Selbstbewusstsein von (vor allem älteren) Frauen (ausschließlich?) als Folge ihrer Sozialisation interpretiert, anstatt auch einmal die eigene Verantwortung der Frauen für dieses Verhalten einzufordern.

Viele positive Punkte, die von den drei anderen Ehrenamtlichen als Merkmal gemeindepädagogischer Arbeit genannt wurden tauchen auch bei Paechnatz wieder auf:

Gemeindepädagoginnen/Gemeindepädagogen gehen auf Zielgruppen ein und fördern deren Eigenaktivitäten, entde-

⁴ Im Gegensatz zu der oben berichteten Gegenüberstellung der Begriffe ‚Integration‘ und ‚Kritik‘ kommen diese beiden Begriffe hier zusammen.

cken und wecken Fähigkeiten und stärken Selbstvertrauen, verbessern die Strukturen der Zusammenarbeit, entwickeln Ideen, haben methodische Kompetenz, gehen auf Alltagserfahrungen ein etc. Interessant ist, dass Paechnatz dabei einen Vergleich anstellen kann zwischen Gemeindepädagoginnen/Gemindepädagogen im Berufsamerkennungsjaar und Vikaren/Vikarinnen: Der Vergleich fällt dabei in all diesen Punkten eindeutig zugunsten der Ersten aus.

Vier Punkte aus dem Votum von Paechnatz möchte ich aber besonders hervorheben, weil sie in dieser Eindeutigkeit sich bei den andern so nicht finden:

1. Paechnatz hebt den Beitrag von Gemeindepädagoginnen in der Frauenhilfe zur Entwicklung theologischer Kompetenz bei Gemeindegliedern und zur Wahrnehmung, Begleitung und Förderung von Spiritualität hervor. In diesem Zusammenhang kommt auch feministische Theologie ins Spiel.
2. Aus Bemerkungen von Paechnatz geht hervor, dass Menschen durch gemeindepädagogische Arbeit kritikfähiger werden. Besonders in der Arbeit der Frauenhilfe werden Frauen nicht nur in ihrem Selbstbewusstsein, sondern auch in ihrer Urteils- und Kritikfähigkeit gestärkt, so dass sie an Stellen Einspruch erheben, wo sie vorher einverstanden waren oder geschwiegen haben.
3. Paechnatz berichtet davon, dass Menschen zugemutet wird, sich auf unbequeme (Gegen-) Erfahrungen einzulassen: „...die Frauen in den Gruppen mochten die für sie zunächst anstrengende und fremde Arbeitsweise gar nicht. Inzwischen schätzen sie die verschiedenen Arten von Gruppenarbeit sehr und wehren sich dagegen, wenn es z.B. bei Frühstücksgesprächen für Frauen nur die Form des Vortrages gibt.“ An anderer Stelle führt sie aus: „Gerade im Zusammenhang mit dem Weltgebetstag wuchs auch die Bereitschaft der Frauengruppen, sich auf politische Fragestellungen einzulassen und weltweite Solidarität zu entwickeln.“

4. Liest man die Ausführungen von Paechnatz, wird klar, dass es in der gemeindepädagogischen Arbeit nicht nur um Vermittlung von Inhalten und Förderung der menschlichen Persönlichkeit geht. Gemeindepädagoginnen/Gemindepädagogen ist es auch wichtig, dass ihre Zielgruppen selbst gemeindepädagogisch denken und handeln lernen. Denn Gemeindepädagogik ist für sie nicht nur eine Theorie für Professionelle, sondern vor allem auch eine Dimension gemeindlicher Arbeit überhaupt ist. Sie haben ein Interesse daran, dass eine gemeindepädagogische Sichtweise von möglichst vielen Menschen wahrgenommen und umgesetzt wird.

Im Votum von Paechnatz wird gemeindepädagogische Sichtweise sichtbar durch die Reflexion eigener und fremder Lernprozesse und durch eine bestimmte bewusste Haltung: „Gewandelt hat sich durch diese Erfahrungen mein Umgang mit Menschen im zwischenmenschlichen Bereich. Besser hinschauen, hinhören, geduldiger werden. Stärken nicht nur bei mir wahrnehmen.“

2.3 Vergleichende Interpretation der vier Statements

Auf den ersten Blick lassen sich die Voten der vier Ehrenamtlichen schwer vergleichen.

Denn zwei der Statements gehen deskriptiv vor: Sie berichten von ihren Erfahrungen, die sie mit Gemeindepädagoginnen/Gemindepädagogen und deren Arbeit gemacht haben. In diese Beschreibungen lassen sie ihre Kritik, ihre Urteile ihre Emotionen einfließen (*PAECHNATZ, VOLLBERG*). Die beiden andern Statements (*GEBHARDT, HANF*) liefern einen konzeptionellen Beitrag, indem sie versuchen, sich darüber klar zu werden, welche Bedeutung Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen für die Gemeinde und für sie selbst haben. Es wird aber deutlich, dass dies auf dem Hintergrund von Erfahrungen im Umgang mit dieser Berufsgruppe geschieht. Umgekehrt ist auch aus den beiden

erzählend-beschreibenden Voten durchaus in Umrissen erkennbar, welche Vorstellung sie von Gemeindepädagogik haben.

Deskriptives und Konzeptionelles erhalten also zwar in den Voten ein unterschiedliches Gewicht, aber beide Ebenen sind in allen Beiträgen enthalten. Man kann auch konstatieren, dass bei allen vier Voten die beiden Ebenen – so weit das erkennbar ist – in keiner starken Spannung zueinander stehen: Die Vorstellungen darüber, was gemeindepädagogische Arbeit sein soll oder könnte, wird in hohem Maße aus der Praxis von Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen abgeleitet (dies ist auch nicht verwunderlich). Allerdings ist die Interpretation dieser gemeindepädagogischen Praxis verschieden.

Ausgehend von dieser Sachlage sind drei Fragen m.E. von besonderem Interesse:

1. Wird Gemeindepädagogik als für die Kirche relevante Dimension und als für die Kirche relevanter Arbeitsbereich akzeptiert?
2. Welches Bild von Gemeindepädagogik haben die vier Ehrenamtlichen?
3. Werden durch gemeindepädagogische Arbeit die in den Statements zum Ausdruck gebrachten Bedürfnisse, Interessen, Sichtweisen u.a. der Ehrenamtlichen aufgenommen?

Diesen drei Fragen soll im folgenden nachgegangen werden.

2.3.1 DIE RELEVANZ VON GEMEINDEPÄDAGOGIK FÜR DIE KIRCHE AUS DER SICHT DER EHRENAMTLICHEN

Die Frage, ob Gemeindepädagogik als eine für die Kirche relevante Dimension und als ein relevanter Arbeitsbereich angesehen wird, kann man bei allen vier Ehrenamtlichen mit einem eindeutigen Ja beantwortet werden.

Gerade *VOLLBERG*, dessen Votum am meisten Kritik an gemeindepädagogischer Arbeit enthält, stellt die Bedeutung,

die er in dieser Arbeit sieht, dadurch eindrücklich heraus, dass er an einen zu gründenden Förderverein denkt, der bei Stellenkürzungen die Fortführung gemeindepädagogischer Arbeit sichern soll.

Ebenso hält *HANF* gemeindepädagogische Arbeit für unverzichtbar, weil andernfalls die Förderung von Laien und die Bearbeitung von Spannungen und Konflikten in Frage gestellt wäre.

Ähnlich argumentiert *PAECHNATZ*. Sie bezieht aber noch weitere Aspekte in ihre Überlegungen ein (z.B. ist ihr auch die methodische Kompetenz der Gemeindepädagogen bzw. Gemeindepädagoginnen wichtig).

Kaum noch zu steigern ist die Bedeutung, die *GEBHARDT* Gemeindepädagogen bzw. Gemeindepädagoginnen zumisst, wenn sie sie zur entscheidenden Integrationsfigur in der Gemeinde macht.

Freilich kann man nicht ohne weiteres davon ausgehen, dass die vier Ehrenamtlichen dasselbe meinen, wenn sie die Bedeutung von Gemeindepädagogik herausstellen. Vielleicht verbinden sie damit ganz unterschiedliche Vorstellungen, Interessen und Erwartungen. Dies gilt es, als nächstes zu klären.

2.3.2 DAS BILD DER EHRENAMTLICHEN VON GEMEINDEPÄDAGOGIK UND GEMEINDEPÄDAGOGISCHER ARBEIT

Drei der vier Ehrenamtlichen sehen es offenbar als ein Spezifikum gemeindepädagogischer Arbeit an, dass Gemeindeglieder aktiv in die Arbeit mit einbezogen werden, dass sie in ihrer Persönlichkeit und in ihren Fähigkeiten gestärkt werden (*GEBHARDT*: Es sollte „...einem Gemeindepädagogen möglich sein, die Ressourcen der Gemeindeglieder zu nutzen“; *PAECHNATZ*: Ehrenamtliche haben Wertschätzung und Stärkung erfahren u.ä.; *HANF*: es geht in der pädagogischen Arbeit darum, „die unterschiedlichen Fähigkeiten von Kindern zu erkennen und angemessen zu fördern“). Im Zusammenhang damit steht *der Aspekt der Veränderung* in

Gemeinden. Gemeindepädagogen bzw. Gemeindepädagoginnen lösen Lernprozesse aus, was ihre Aufgabe ist. (*GEBHARDT*: Der Gemeindepädagoge „könnte...ruhig einmal den Finger in eine Wunde legen...und dadurch Gemeinde wieder lebendiger machen“. *HANF*: Es geht darum, „auf die Streitereien und Spannungen der Kinder einzugehen“. *PAECHNATZ*: Die Frauen „mochten die für sie zunächst anstrengende Arbeitsweise gar nicht. Inzwischen schätzen sie die verschiedenen Arten von Gruppenarbeit sehr“)

VOLLBERG nennt dies nicht ausdrücklich als Ziel gemeindepädagogischer Arbeit. Er kritisiert es aber, wenn Gemeindepädagoginnen das wichtigste Laiengremium, den Kirchenvorstand in ihre Arbeit nicht einbezogen, sondern übergegangen haben. Dass er die Förderung von Gemeindegliedern als Aufgabe von Gemeindepädagoginnen nicht nennt, hängt vielleicht damit zusammen, dass er aus der Perspektive der Kerngemeinde redet und denkt. Die Kerngemeinde aber hat ein gewisses Selbstbewusstsein und eine bestimmte Vorstellung, wie Gemeinde zu sein hat. Aus ihrer Sicht braucht sie möglicher Weise keine Förderung und Stärkung. Wohl aber gilt es zu protestieren, wenn sie übergegangen wird. Partizipation der Laien ist also auch für *Vollberg* wichtig.

Aber er setzt die Akzente anders: Ihm kommt es vermutlich weniger auf Veränderung an. Jedenfalls erwähnt er diesen Aspekt nicht ausdrücklich. Zwar schätzt er das anregende Potential der Gemeindepädagoginnen, ihre kommunikative und methodische Kompetenz. Aber das dient doch wohl eher der Verlebendigung des Vorhandenen, weniger der Eröffnung von Lernprozessen, die zu neuen Ufern führen.

Vielleicht geht diese Interpretation allerdings zu weit. Denn möglicher Weise kann man aus der Bemerkung, die Zusammenarbeit mit den Gemeindepädagoginnen sei „jedes Mal fruchtbringend und hilfreich“ gewesen, auch „wenn wir einmal nicht einer Meinung waren“, schließen, dass doch mehr an Veränderung passiert ist, als *Vollberg* selbst

berichtet. Eine gewisse Offenheit für Neues scheint jedenfalls vorhanden.

Dafür könnte auch sprechen, dass *VOLLBERG* eine Fähigkeit an den Gemeindepädagoginnen schätzt, die von den andern dreien nicht ausdrücklich genannt wird: Die Fähigkeit, Situationen in ihrer jeweils spezifischen Ausprägung zu erfassen (Wahrnehmungskompetenz) und darauf angemessen zu reagieren (methodische Kompetenz). Das konsequente Sicht-Einlassen auf eine Situation aber schließt per se das Moment möglicher Veränderung ein.

Ein anderes Kennzeichen gemeindepädagogischer Arbeit ist ihr Alltagsbezug und ihr Erfahrungsbezug. So jedenfalls sieht es *GEBHARDT*: Ein wichtiger Aspekt gemeindepädagogischer Arbeit ist „die Umsetzung von kirchlichem Glauben im Alltag und in der Gemeinde. Es geht darum, Kirche erfahrbar zu machen.“ Für *GEBHARDT* hängt dies ganz eng damit zusammen, dass Gemeindepädagogen/Gemeindepädagoginnen Anwälte der Suchenden sind.

Auch *PAECHNATZ* spricht von ihren Erfahrungen in der Weltgebetstagsarbeit und von den berechtigten Forderungen der Kirchenfernen. Zu dem Alltagsbezug hinzu kommt für sie noch die politische Dimension gemeindepädagogischer Arbeit: „Gerade im Zusammenhang mit den Vorbereitungen auf den Weltgebetstag wuchs die Bereitschaft der Frauengruppen, sich auf politische Fragestellungen einzulassen und weltweite Solidarität zu entwickeln.“

Diese Aspekte werden von *VOLLBERG* und *HANF* nicht erwähnt. Ob man daraus eine eher binnenkirchliche Sicht von Gemeinde und Gemeindepädagogik ableiten kann, muss offen bleiben. Das ergäbe bei *VOLLBERG* allerdings dann eine gewisse Konsequenz in der Haltung, wenn die oben vorgetragen Interpretation zuträfe, dass bei ihm eine gewisse Reserve gegenüber Veränderungsprozessen in der Gemeinde besteht.

Bei *HANF* könnte man vielleicht die Notwendigkeit der Herstellung eines Alltagsbezuges in der gemeindepädagogi-

schen Arbeit daraus ableiten, dass sie sich – im Gegensatz zum Pfarrer – eine Gemeindepädagogin „wie du und ich“ wünscht.

Ein Kennzeichen gemeindepädagogischer Arbeit ist für *GEBHARDT* das Herstellen von Bezügen, die Förderung von Kommunikation und die Vernetzung von Gruppen. Sie sieht den Gemeindepädagogen als Bindeglied zwischen einzelnen Gruppen, zwischen den Generationen und zwischen Pfarrer und Kirchenfernen.

Dieser Aspekt kommt bei den andern nicht direkt zur Sprache. Bei *PAECHNATZ* allerdings ergibt er sich m.E. aus ihrem Gesamtverständnis gemeindlicher Arbeit sowie aus der Bedeutung, die sie der Teamarbeit beimisst. *VOLLBERG* erwähnt zwar, dass Gemeindepädagoginnen mit ihren Gruppen in der gemeindlichen Öffentlichkeit auftreten, vermag dem aber offenbar keine positive Deutung im Sinne einer Vernetzung von Gruppen und Aktivitäten abzugewinnen. Jedenfalls äußert er sich nicht in diesem Sinne.

VOLLBERG erwähnt die Bedeutung konzeptioneller Arbeit in der Gemeindepädagogik. Gemeindepädagoginnen leisten ihren Beitrag zu einem Gemeindeprofil. *GEBHARDT* hat den Wunsch, dass Gemeindekonzepte mit Gemeindepädagogen entwickelt werden, weil sie glaubt, dass sie dazu einen wesentlichen Beitrag leisten können. Die Bedeutung konzeptioneller gemeindepädagogischer Arbeit kann man bei *PAECHNATZ* zwischen den Zeilen herauslesen. Bei *HANF* spielt sie keine erkennbare Rolle.

Der Vergleich der vier Statements hat ergeben, dass es einen beachtlichen Bereich der Übereinstimmung in der Interpretation von Gemeindepädagogik gibt, freilich auch Divergenzen.

Relativ ähnlich in ihren Ansichten sind *GEBHARDT* und *PAECHNATZ*. Aber auch *HANF* mit ihrem Votum lässt sich in diesen Rahmen recht gut einordnen. Bei ihr fehlen aber einige wichtige dort vertretene Sichtweisen. Die größten Abweichungen von dieser Linie gibt es bei *VOLLBERG*.

Trotzdem gibt es auch bei seinem Statement viele Gemeinsamkeiten mit den andern Voten.

Die wichtigsten der in den vier Statements genannten Punkte seien noch einmal zusammengefasst:

1. Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen tragen dazu bei, Gemeinde nach außen zu öffnen und Alltagsbezug herzustellen (einschließlich des Bezugs zu politischen Fragen).
2. Sie besitzen kommunikative Fähigkeiten; die Fähigkeit, unterschiedliche Personen, Interessen und Gesichtspunkte ins Gespräch zu bringen und tragen zu einer sachlichen und vertrauensvollen Atmosphäre bei. Sie fördern die Vernetzung von Gruppen und Initiativen.
3. Sie stützen ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie wollen und können deren Fähigkeit wahrnehmen und ihre Talente wecken.
4. Sie haben die Fähigkeit, Situationen in ihrer spezifischen Ausprägung zu erfassen und angemessen darauf zu reagieren.
5. Sie haben die Fähigkeit, Kirche erfahrbar zu machen und Spiritualität zu fördern. Sie stärken das Zutrauen der Gemeindeglieder in die eigene theologische Arbeit.
6. Sie mahnen konzeptionelles Arbeiten an und leisten ihren Beitrag zu einem Gemeindeprofil.

2.3.3 DIE AUFNAHME VON BEDÜRFNISSEN, INTERESSEN UND SICHTWEISEN DER EHRENAMTLICHEN IN GEMEINDEPÄDAGOGISCHER PRAXIS

Unabhängig von der Frage, wie die vier Ehrenamtlichen Gemeindepädagogik und gemeindepädagogische Arbeit sehen, haben sie ja eine bestimmte Vorstellung von und bestimmte Erwartungen an Kirche. Zu fragen ist einerseits, ob sich diese Vorstellungen und Erwartungen aus den Statements erheben lassen und wie sie sich darstellen, und andererseits, ob diese Vorstellungen und Erwartungen aus der Sicht der Ehrenamtlichen in der gemeindepädagogischen

Arbeit aufgenommen worden sind bzw. aufgenommen werden.

Die klarsten Konturen sind in dieser Hinsicht bei *GEBHARDT* erkennbar. Es ist offensichtlich, dass ihre Konzeption von Gemeindepädagogik, die sie in ihrem Statement entwickelt und die ich oben analysiert habe (2.2.3), in enger Beziehung steht zu ihren Erwartungen und Wünschen, die sie an Kirche überhaupt hat: Kirche soll Raum bieten auch für diejenigen, die als Suchende am Rande der Kirche stehen. Dafür zu sorgen, ist aus ihrer Sicht eine wichtige, ja vielleicht die zentrale Aufgabe von Gemeindepädagogik.

Fragt man, wie *GEBHARDT* dazu kommt, diese Aufgabe der Gemeindepädagogik und nicht andern gemeindlichen Dimensionen oder Arbeitsbereichen zuzuweisen, so erscheint die Antwort plausibel, dass sie mit dem in ihrer Gemeinde tätigen Gemeindepädagogen Erfahrungen gemacht hat, die ihr eine solche Option nahe legten. Ja man kann sagen: Weil der Gemeindepädagoge mindestens teilweise ihre Bedürfnisse und Erwartungen aufgenommen hat, hat *GEBHARDT* überhaupt wieder Zugang zur Kirche gefunden („durch den Austausch mit dem Gemeindepädagogen habe ich eine neue Erfahrung gemacht und bin so auch wieder näher zur Kirche gekommen“).

Das heißt allerdings nicht, dass gemeindepädagogische Praxis einfach deckungsgleich mit ihren eigenen Bedürfnissen und Erwartungen wäre. Damit die Gemeinde, von der sie redet, in höherem Maß ihren Erwartungen entspricht, müsste Gemeindepädagogik nach ihren Vorstellungen einen stärkeren Einfluss haben. Dies kann man schließen aus ihrer Bemerkung: „Der Gemeindepädagoge sollte ein Bindeglied zum Pfarrer sein... Er könnte dann aufgrund seiner Ausbildung ruhig auch mal den Finger in eine Wunde legen, die vielleicht in einer Gemeinde gerade da ist, und dadurch Gemeinde wieder lebendiger machen...“. *GEBHARDT* wünscht offenbar, dass die gemeindepädagogische Option, die sie durchaus als eine auch kirchenkritische wahrnimmt,

stärker zum Zuge kommt, stärker als sie es in ihrer Gemeinde vorfindet, wobei es offen bleiben muss, wo die Gründe dafür zu suchen sind.

Ähnlich ist der Sachverhalt bei *PAECHNATZ*. Sie ist zwar nicht als der Kirche gegenüber distanziert einzustufen, wohl aber als kirchenkritisch (s. die Analyse oben, 2.2.4). Sie wünscht sich Veränderungen in der Kirche. Das Veränderungspotential, das von Gemeindepädagogik ausgeht, hat sie eindrucksvoll beschrieben. Ob *PAECHNATZ* eine eigene, schon vor der Begegnung mit der Gemeindepädagogik vorhandene kirchenkritische Position hatte, die sie nur in der gemeindepädagogischen Praxis wiederfand, oder ob sich ihre kirchenkritische Position erst in der Begegnung entwickelt hat, kann offen bleiben. Wahrscheinlich trifft beides zu, so dass es sich um eine Wechselwirkung handelt.

HANF formuliert keine Vorstellungen von oder Erwartungen an Kirche. Aus ihrem Bild, das sie vom Pfarrer einerseits, der Gemeindepädagogin andererseits hat, kann man allerdings schließen, dass sie sich eine Kirche wünscht, die durchaus traditionellen Züge (dafür steht der Pfarrer) mit einer Offenheit nach außen und für die Alltagsbelange (dafür steht die Gemeindepädagogin) verbindet. Es besteht für sie offenbar gar keine Schwierigkeit, diese beiden Aspekte von Kirche zusammenzusehen.

Es ist schwer zu sagen, woher sie dieses Bild hat. Vielleicht hatte sie ein ganz traditionelles Bild von Kirche, das angereichert wurde mit neuen Erfahrungen durch die Gemeindepädagogin. Das ist allerdings nur eine Vermutung. Träfe sie zu, könnte man sagen: Sowohl das traditionelle Bild von Kirche wie die dem Alltagsleben zugewandte Seite entsprechen dann einem Bedürfnis von *HANF*, wobei die Gemeindepädagogik das Bedürfnis nach sozialen Kontakten und Entwicklung der eigenen Person positiv aufnehmen würde. Auf jeden Fall kann man ihrem Votum entnehmen, dass die gemeindepädagogische Praxis, die sie erlebt, gegenwärtig für sie eine bedeutsame Funktion in ihrem Alltagsleben hat,

die sie nicht missen möchte. Sonst würde sie gemeindepädagogische Praxis nicht so vehement als notwendig Dimension des Gemeindelebens verteidigen.

Die Vorstellungen von und die Erwartungen an die Kirche, die *VOLLBERG* hat, sind sicher nicht einfach identisch mit der vorhandenen Gemeinde, in der er sich befindet, aber sie knüpfen daran stark an. Diese Gemeinde erfüllt gewiss in einem hohen Maße seine Erwartungen, was nicht ausschließt, dass er auch gegenüber Neuem offen ist. Gemeindepädagogik ist für ihn sicher nicht, wie für *GEBHARDT*, vorrangig Anwalt und Vertreter der Suchenden (wenngleich er das wahrscheinlich nicht ausschließt). Sie hat für ihn wohl stärker die Funktion der Stabilisierung, aber auch – davon ausgehend – der Verbesserung und Effektivierung des Bestehenden. Auch in dieser Hinsicht hat gemeindepädagogische Praxis offensichtlich ‚einiges zu bieten‘, sonst würde Vollberg die gemeindepädagogische Stelle in seiner Gemeinde nicht sichern wollen.

Allerdings sind hier auch die Reibungsflächen offenbar am größten. Das Statement von *VOLLBERG* lässt erkennen, dass sich es dabei in vielen Fällen um eine fruchtbare Spannung handeln, in Einzelfällen aber auch in einem unfruchtbaren Gegensatz enden kann. Das Anstoßen von pädagogischen (und theologischen) Lernprozessen, das charakteristisch ist für ein gemeindepädagogisches Profil, ist ohne Zweifel ein gewaltiger Stachel für die Kerngemeinde (sehr deutlich wird das auch an dem, was *PAECHNATZ* berichtet). Allerdings gilt dies umgekehrt ebenso. Denn es ist immer auch Aufgabe von Pädagogik, Vorhandenes in seiner Bedeutung wahrzunehmen, zu würdigen und daran anzuknüpfen. Bei aller Perspektivität gemeindepädagogischer Arbeit kann und darf es nicht darum gehen, um bestimmter Ziele willen Vorhandenes abzuwerten.

Es wird aber deutlich, dass die Position der der Kirche distanziert Gegenüberstehenden (*GEBHARDT*) oder der Kirchenkritischen (*PAECHNATZ*) sich nahtloser mit gemeinde-

pädagogischen Intentionen verbinden lassen als die Position der Kerngemeinde. Das heißt aber nicht, dass gemeindepädagogische Praxis nicht in der Lage oder nicht willens wäre, traditionelle Kreise ernst zu nehmen, sie gelten zu lassen, auf sie einzugehen und sie zu begleiten. Bei dieser Begleitung spielen allerdings kritische Impulse immer auch eine entscheidende Rolle. Diese kritischen Impulse fehlen in keiner gemeindepädagogischen Arbeit, mit keiner Zielgruppe. Wahrscheinlich kann die Kerngemeinde solche Impulse am schwersten aushalten.

LUDWIG METZGER

GEMEINDEPÄDAGOGINNEN BERICHTEN

1. DIE INTERVIEWS

1.1 Interview mit Elke Deul

Elke Deul hat von 1980-1983 Religionspädagogik an der Ev. Fachhochschule Darmstadt studiert, danach ihr Berufsanerkennungsjahr in der Ev. Kirchengemeinde Groß-Gerau-Dornheim absolviert. Von 1984 – 1990 war sie in der Christopherusgemeinde in Frankfurt-Höchst tätig. 1990/91 war sie Teilnehmerin eines Halbjahrespraktikum in der Industrie- und Sozialarbeit bei der Gossner Mission in Mainz. Seit 1991 arbeitet sie in der Kirchengemeinde Ober-Roden

ARBEITSFELDER

In welchen Arbeitsfeldern bist Du gegenwärtig tätig?

Zum einen in der Familienarbeit. Ich arbeite mit jungen Familien, mit Kindern ab der Geburt bis manchmal zum 10. Lebensjahr. Es sind hauptsächlich die Mütter der Kinder, mit denen ich zu tun habe; es gibt Mutter-Kind-Gruppen, ein offenes Café für Mütter und Väter; wir machen aber auch ein Frauenfrühstück für Frauen, bei denen die Kinder schon wieder aus dem Haus sind. Ein ganz wichtiger Punkt sind Familiengottesdienste sowie Freizeiten und Feste und Feiern, wie Advent, Nikolaus, Ostern usw. – dazu noch einzelne Projekte und Aktionen.

Der zweite Arbeitsschwerpunkt ist die Konfirmandenarbeit. Wir haben drei Gruppen in der ganzen Gemeinde, die aus drei Ortsteilen kommen. Ich habe eine Kollegin, die die gemeindepädagogische Stelle mit mir teilt. Sie, der Pfarrer und ich haben je eine Gruppe.

UMSTRITTENE KONFIRMANDENARBEIT –

AUSGANGSPUNKT FÜR LERNPROZESSE IN DER GEMEINDE

Was leistet Ihr als Gemeindepädagoginnen spezifisches in der Konfirmandenarbeit?

Ich glaube, dass wir eine andere Verknüpfung von Glaubensfragen und Lebenswelt der Jugendlichen hinkriegen. Bei den dogmatischen Fragen, die in der Konfirmandenarbeit natürlich wichtig sind, fragen wir uns immer: Was hat das mit den Jugendlichen selbst zu tun? Das setzt sich auch in der Elternarbeit fort. Wir machen Elternabende auch zu religiösen Themen und wir beteiligen die Eltern bei der Konfirmation. Sie sind das tragende Element bei der Konfirmation. Sie bereiten sie mit uns zusammen für die Jugendlichen vor.

Wie ist die Zusammenarbeit mit dem Pfarrer und der Gemeindepädagogin im Team?

Das ist gegenwärtig ein Problem. Der vorige Pfarrer war sehr offen und wenig auf seine pfarramtliche Rolle bedacht. Da war die Zusammenarbeit hervorragend. Wir haben jetzt seit einem Jahr einen neuen Pfarrer. Da ist alles viel schwieriger. Wir haben es aber im letzten Jahr noch erreicht, dass der Kirchenvorstand geschlossen hinter unserm Konzept steht. In der Zusammenarbeit mit dem vorigen Pfarrer war der Kirchenvorstand über jeden einzelnen Schritt unsrer Arbeit informiert und hat das jeweils diskutiert. Daher trägt er das Konzept. Der neue Pfarrer hat versucht, von sich aus bestimmte Sachen zu verändern. Z.B. sagt er: Eine Konfirmation ist nur dann eine Konfirmation, wenn der Segen per Handauflegung von einem Geistlichen gesprochen wird.

Wir hatten uns für den Konfirmationssegens eine neue Form überlegt. Wir begreifen die Konfirmanden und Konfirmandinnen als mündige Personen, und wir verstehen uns als Gegenüber zu ihnen. Keiner muss sich niederknien, um etwas von oben zu empfangen; sondern wenn die Konfirmanden ihren Konfirmationsspruch von der jeweiligen

Gruppenleitung (also dem Pfarrer und uns beiden Gemeindepädagoginnen) zugesagt bekommen, dann stehen sie, wir geben uns die Hand und sehen uns an. Wir stehen im Segenskreis, die Konfirmanden und Konfirmandinnen, jeweils eine Vertreterin/ein Vertreter der Eltern, der Paten und Patinnen, jemand aus dem Kirchenvorstand und die jeweilige Gruppenleitung. Wir sprechen gemeinsam einen Segenspruch, den wir auch gemeinsam vorher ausgesucht haben und halten uns dabei an der Hand.

Habt Ihr diese Form auch mit den Konfirmanden und Konfirmandinnen besprochen?

Ja.

Wie sehen die das?

Viele haben schon andere Konfirmationen erlebt. So gibt es immer einzelne, die andere Vorstellungen haben. Aber zum Knien haben auch sie ein mindestens ambivalentes Verhältnis: Einerseits hat es so etwas Ehrfurchtsvolles und ist von daher manchmal erwünscht, andererseits ist es eine Geste der Unterordnung, die – gerade in diesem Alter – schwierig ist.

Gibt es welche, die das ausdrücklich so wünschen, wie der neue Pfarrer es will?

Direkten Widerstand gegen die von uns erarbeitete Form haben wir noch nicht erlebt. Wir reden darüber und laden alle Konfirmanden und Konfirmandinnen zu der vorhergehenden Konfirmation ein, so dass sie das auch sehen. Hin und wieder kommt es vor, dass ältere Verwandte damit Schwierigkeiten haben und das Knien beim Segen wünschen. Aber hinterher, nach der Konfirmation waren bisher alle begeistert. Den Fall, dass ein Konfirmand den Wunsch zu knien direkt geäußert hätte, gab es noch nicht.

Was würdet Ihr denn machen, wenn er geäußert würde?

Das ist eine gute Frage. Von dem Pfarrer ist er ja jetzt geäußert worden. Da haben wir und der Kirchenvorstand es klar abgelehnt.

Der Pfarrer gibt sich damit zufrieden?

Nach dem Votum des Kirchenvorstandes hat er nicht mehr dagegen argumentiert. Davor aber hatte er darauf bestanden, es gäbe klare inhaltliche Gründe für eine Konfirmationshandlung nur mit Handauflegung durch den Geistlichen.

Es gibt ja eine Diskussion, ob Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen überhaupt an der Durchführung der Konfirmationsfeier beteiligt sein sollen. Hattet ihr in dieser Hinsicht Schwierigkeiten?

Am Anfang nicht. Es gab zwar lebhafte Diskussionen im Kirchenvorstand, aber wir sind zu einem gemeinsamen Ergebnis gekommen. Es gab Ärger, nachdem der Pfarrer, mit dem wir gemeinsam die Konzeption erarbeitet haben, gegangen ist und die Pröpstin eingeschaltet wurde. Aber der Kirchenvorstand hat ganz klar gesagt: Wenn die Gemeindepädagoginnen die Konfirmandenarbeit wie die Pfarrer machen, dann machen sie auch die Konfirmation in gleicher Weise mit.

Warum ist denn das so wichtig? Man könnte ja sagen: Ihr leistet pädagogische Arbeit, während des Unterrichtes, während der Pfarrer als Fachmann für Liturgie den Konfirmationsgottesdienst macht, wie man es gewohnt ist.

Das hat für mich zu tun mit der Mündigkeit der Gemeindeglieder und mit der Wahrnehmung der eigenen Verantwortung...

Wessen Verantwortung?

Der Gemeinde, also nicht einfach von meiner Kollegin und mir. Das gilt insofern, als die Konfirmanden und Konfirmandinnen erleben: Wir haben ein Jahr lang verbracht mit

unsern drei Gruppenleiterinnen und haben uns gemeinsam vorbereitet auf die Konfirmation. Wenn wir als Gemeindeglieder die gleichen Rechte haben, wie alle andern, warum soll jetzt einer, der das geistliche Amt hat, eine Sonderrolle spielen? Das ist auch ein Punkt für die Eltern. Sie wollen ihre Begleitung und das, was sie versucht haben, an Verantwortung wahrzunehmen, auch ausdrücken. Das muss nicht eine Amtsperson, die in einer bestimmten Tracht da vorne steht, den andern vermitteln, sondern das können die selbst.

Strebt Ihr danach, dass Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen generell das Recht haben sollen, Konfirmationsgottesdienst zu halten und Segen zu spenden?

Anders herum: ich sehe meine Aufgabe nicht darin, einen ganz normalen Sonntagsgottesdienst zu feiern. Es ist nicht unsre Absicht, in Aufgabenbereiche des Pfarrers einzudringen. Aber in dem Augenblick, in dem es um den Gottesdienst mit einer Zielgruppe geht, mit der ich zusammenarbeite – und zwar die ganze Zeit –, da muss ich die Möglichkeit haben, gleichberechtigt beteiligt zu sein.

Das bedeutet also, dass sich bestimmte Aufgabenstellungen für Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen erst durch gewisse Prozesse, die in Gruppen gelaufen sind, ergeben und nicht von vornherein feststehen.

Richtig.

Könnte man das als eine spezifisch gemeindepädagogische Sichtweise betrachten?

Ja. Sonst komme ich ja mit dem Amtsverständnis des Pfarrers in Konflikt. Gottesdienst zu halten, ist ja seine Aufgabe. Ich halte nur Gottesdienste im Zusammenhang mit Menschen, mit denen ich zusammenarbeite, und wenn die Gottesdienste im Zusammenhang mit der Arbeit stehen.

Wie gelingt es Euch, das verständlich zu machen? Wie verhindert Ihr, dass Euer Anliegen als Ausdruck eines Machtstrebens missverstanden wird in dem Sinne, dass Ihr Euer Aufgabengebiet auf Kosten anderer Berufsgruppen ausdehnen wollt?

Ich glaube, wir können uns verständlich machen: Unsere Aufgabengebiete sind durch die Dienstanweisung klar ausgewiesen. Im Rahmen dieser Arbeitsgebiete, die für den Kirchenvorstand transparent sind, erwächst diese Aufgabe. Und das wird verstanden.

Was wir jetzt diskutiert haben, ist doch ein Beispiel dafür, dass Strukturen in der Kirche durch Lernprozesse verändert worden sind, wobei sich auch Aufgaben verschieben.

Ja.

Dass Strukturen nicht ein für allemal feststehen, sondern den Erfordernissen der Situationen angepasst werden, hat doch etwas mit dem heiligen Geist zu tun. Es hat, meine ich, etwas zu tun mit der Wahrnehmung von Erkenntnissen, Bedürfnissen und Kommunikationsprozessen unter spirituellen Gesichtspunkten.

Ich halte sehr viel von den pädagogischen Ansätzen der Situations- und Bedürfnisorientierung. Ich persönlich glaube schon, dass das mit der religiösen Dimension, die da drin steckt, etwas zu tun hat. Das ist ein Geflecht von verschiedenen Elementen, die da zusammenkommen.

Könnte man es in Abwandlung eines bekannten Jesuswortes auf die Formel bringen: Die Strukturen sind um der Menschen willen da und nicht die Menschen um der Strukturen willen?

Ja. Das könnte ich unterschreiben.

WAS WURDE ERREICHT IN DER GEMEINDEPÄDAGOGISCHEN ARBEIT? FAMILIENARBEIT ALS BEISPIEL

Ist es vielleicht spezifisch gemeindepädagogisch, diese lebendigen Prozesse wahrzunehmen?

Da fällt mir gerade ein: Ich habe vor kurzem eine Familienfreizeit gemacht. Wir hatten ein vielfältiges Programm: Wir waren im Schwimmbad, wir haben handwerkliche Sachen gemacht u.a. Aber Sonntags morgen ist immer die Zeit für den Familiengottesdienst fest eingeplant, d.h. wir alle feiern miteinander Gottesdienst. An diesem Tag war die Geschichte von Abraham und Sarah dran. Wir haben in der Eingangsliturgie das, was mich besonders freut und was mich belastet, benannt und das mit einer Kerze bzw. mit einem Stein symbolisch ausgedrückt. Ein Vater, der bisher noch nie dabei gewesen ist, ist mit einemmal aufgestanden und hat Gott gedankt, dass er eine so wunderbare Frau und einen ganz hervorragenden Sohn hat. Das war eine Liebeserklärung an seine Familie im Rahmen dieses Familiengottesdienstes, eingebettet in die Familienfreizeit und ausgelöst durch diese Geschichte. Solche Dinge passieren in einem solchen Rahmen. Das ist, glaube ich, etwas besonderes und auch spezifisch gemeindepädagogisches.

Was haben denn Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen in den über 20 Jahren ihrer Arbeit in der Kirche erreicht?

Ich glaube, dass wir eine ganze Menge erreicht haben an Befähigung von Leuten in der Gemeinde, selbst das Wort zu ergreifen: Ob es sich darum handelt, sich im Familiengottesdienst die Freiheit zu nehmen, mitzuarbeiten und religiöse Themen aufzugreifen, ob es darum geht, in den Mutter-Kind-Gruppen die Fragen, die dran sind, sowohl untereinander zu stellen als auch – wenn es notwendig ist – nach Hilfe zu fragen (auch im seelsorgerlichen Bereich), all das zeigt Eigenaktivität in vielerlei Richtung. Das ist bestimmt ein Ertrag unserer Arbeit.

Leute werden in die Lage versetzt durch das, was sie erleben, und durch das, was sie dann selbst mit dazu beitragen, die Dinge aufzugreifen, die für sie wichtig sind.

Ist das nur eine Bilanz Deiner eigenen Arbeit oder entspricht das auch den Erfahrungen anderer Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen?

Sowohl als auch.

Wie haben sich Kommunikationsstrukturen verändert durch Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen in Kirche und Gemeinden?

Es gibt ja unterschiedliche Arbeitsbereiche, in denen die Struktur unterschiedlich ist. Nach meinen Beobachtungen sind z.B. ein Teil derjenigen, die eine intensive Kinder- und Jugendarbeit erlebt haben, auf Dauer in der Lage, in den Kirchenvorstand zu wechseln, dort andere Schwerpunkte mit zu vertreten und andere Sachen zu initiieren durch ihre Erfahrungen mit gemeindepädagogischer Arbeit.

In der Familienarbeit kommen häufig Anfragen: „Was wird wann, wo gemacht? Wie läuft das? Was brauchen wir?“ Das sind Anfragen, die man nicht üblicherweise an das Pfarramt stellt, sondern die mit dem pädagogischen Arbeitsfeld zu tun haben und dadurch ganz anders in der Gemeinde verankert sind. Die Leute kommen und fragen: „Wann machen wir wieder eine Familienfreizeit? Sollte man nicht dieses oder jenes Problem aufgreifen, weil es dran ist?“ usw.

Heißt das: Der Raum für Eigeninitiative ist gewachsen?

Ja, dort wo Kollegen und Kolleginnen sind, ist das so, jedenfalls in der Mehrzahl der Fälle. Ich denke, dass wir viel erreicht haben, oft auch in Kooperation mit Pfarrern und Pfarrerninnen. Am Beispiel unseres neuen Pfarrers wird aber deutlich, dass sich an den Strukturen wenig geändert hat. Er ist in einer so machtvollen Position, dass er sich auch sofort auf der sicheren Seite fühlt und sich gar nicht in die Struktur der Gemeinde einfügen muss. Er glaubt, dass er die

Dogmen auf seiner Seite hat und deswegen bestimmte Sachen einfach fordern kann – ganz ungeachtet der Personen, die da ansonsten sind. Solche Konflikte absorbieren Energie, ich bin manchmal verzweifelt, dass eine bestimmte Person überhaupt das Recht hat, solche Irritationen auszulösen.

Aber das ist doch ein Problem, das nicht neu ist.

Das stimmt. Aber dass wir da nicht einen Schritt weiter sind, enttäuscht mich. Bei den Gemeindegliedern haben wir eine Menge hingekriegt, aber die gesamtkirchliche Struktur steht dem entgegen.

ROLLE, FUNKTION UND PROFIL DER GEMEINDEPÄDAGOGIK

Bei dem gemeindepädagogischen Forum am 30.4.1999 an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt zum Thema „Die Kirche und ihre Zukunft als gemeindepädagogische Frage“ kamen ja vier Laien zu Wort. Sie beschrieben, wie Du Dich erinnern wirst, das Wirken von Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen u.a. mit folgenden Stichworten: „Herstellen von Alltagsbezug“, „Förderung von Kommunikation, Erfahrung, Spiritualität und theologischer Kompetenz“, „Wahrnehmung und Unterstützung der Fähigkeiten von Gemeindegliedern“, „Förderung eines Profils der Gemeinde“, „Öffnung der Gemeinde nach außen“.¹ Ist das eine richtige Beschreibung gemeindepädagogischer Kompetenz?

Wenn Leute aus der Gemeinde das so wahrnehmen, dann haben wir viel erreicht!

Fehlt etwas Wichtiges?

Dass in den Gruppen viele Leute auftauchen, die ansonsten mit Kirche gar nichts zu tun haben, sogar Leute, die ausge-

¹ Eine genauere Analyse dieser Voten s. S. 25ff.

treten sind. Dadurch, dass wir kein Amt innerhalb der Kirche wahrnehmen, erleichtern wir den Zugang von Distanzierten. Auch wenn diese Personen sich oft wieder verabschieden, haben sie partiell eine positive Erfahrung mit Kirche gemacht.

Ist Gemeindepädagogik eigentlich eine kritische Wissenschaft? Wenn ja, inwiefern und in welchem Sinn ist sie das?

Gemeindepädagogik ist sicher eine kritische Wissenschaft. Und das ist auch der Grund, warum wir jetzt so Probleme haben. Zur Zeit der Kirchenreform war insgesamt eine Aufbruchstimmung da. Wir haben versucht, das unter veränderten Bedingungen zu bewahren. Das ist aber heute sehr schwierig. Z.B. ist das ‚Priestertum aller Gläubigen‘ für viele in der Amtskirche heute ein größeres Problem als vor 15-20 Jahren.

Setzt also die Kritik an hierarchischen Strukturen in der Kirche an?

Das ist ein Teil davon. Es geht darum, dass Gemeindemitglieder, die ja eigenständig sind in ihrem Alltagsleben, auch innerhalb ihrer religiösen Eigenverantwortung die Möglichkeit haben, das so umzusetzen, wie sie das gerne wollen. Das ist ein Punkt, der heute auf ziemlich großen Widerstand stößt. Heute ist mehr dran, dass der Hirte sagt, ‚wo es lang geht‘.

Worin besteht das innovative Potential, das in der Gemeindepädagogik drin steckt? Kann man nach Deinen Erfahrungen sagen, dass nicht nur einzelne Personen Lernprozesse gemacht haben, sondern auch die Gemeinde als ganze?

Eine ganze Gruppe ist zum Beispiel der Kirchenvorstand. Er hat eine Menge an organisatorischen Dingen und Verwaltungsarbeit zu leisten. Aber das Wichtige ist, dass der Kirchenvorstand in dem Prozess drin ist, sich permanent zu fragen: Was ist in unsrer Gemeinde notwendig, was beo-

bachten, was sehen wir? Dass er sich klarmacht, welche Mitglieder, welche Sozialstruktur wir eigentlich haben; dass er sich fragt, wie wir die Menschen in der Gemeinde und darüber hinaus erreichen und nicht einfach nur an drei traditionellen Angeboten festhält, die an den Leuten vorbeigehen.

Wie kommt es, dass der Kirchenvorstand bei Euch so einen wachen Blick hat, den Lebensweltbezug herstellt und konzeptionelle Konsequenzen daraus zieht? Liegt das an den Personen im Kirchenvorstand oder an Eurem Einfluss als Gemeindepädagoginnen?

Zum einen haben wir einige sehr wache Personen im Kirchenvorstand. Allerdings denke ich, dass wir einen gewissen Beitrag leisten mit dem, wie wir in die Kirchenvorstandsarbeit eingebunden sind.

Ihr seid Mitglieder im Kirchenvorstand?

Wir sind immer eingeladen und haben zu jedem Tagesordnungspunkt Rederecht, nur kein Stimmrecht: Der Kirchenvorstand hat sich für unsere Teilnahme an den Kirchenvorstandssitzungen entschieden und gesagt: ‚wir brauchen die, die müssen drin sein‘. Der Kirchenvorstand wünscht auch, dass wir bei Arbeitsgruppen mitarbeiten.

Ein ganz wichtiger Punkt inhaltlicher Akzentsetzung ist die jährlich stattfindende dreitägige Klausur. Auch da sind wir dabei. Da werden die Weichen gestellt für das Jahr. Auf dieser Klausur werden Arbeitsgruppen eingesetzt, die sich mit den Themen der Klausur kontinuierlich beschäftigen, um größere Klarheit zu bekommen.

Der Kirchenvorstand wird nicht einfach vom Pfarrer vorbereitet, sondern es gibt wechselnde Vierer- oder Fünfergruppen, die jeweils eine Sitzung vorbereitet und die Tagesordnung und die Gesprächsleitung festlegen. So kommen auch immer wieder neue Aspekte ins Gespräch. Wir haben auch in jeder Sitzung einen Themenschwerpunkt, für den mindestens eine Dreiviertelstunde reserviert ist.

Im Zusammenhang mit der Konfirmandenarbeit hast Du vorhin betont, dass der Kirchenvorstand über jeden Schritt Eurer Arbeit Bescheid weiß. Ist Transparenz in der Gemeinde auch ein wesentliches Anliegen, so dass möglichst viele über möglichst viel Bescheid wissen?

Ja. Das trifft bei mir auch auf beide Arbeitsfelder zu. Wir berichten von der Arbeit zwar immer auch zwischendurch, aber einmal im Jahr legen wir einen großen Bericht vor, der vom Kirchenvorstand diskutiert wird. Da nimmt er auch sein Recht zur Mitsprache wahr.

WAHRNEHMUNGSPERSPEKTIVEN DER GEMEINDEPÄDAGOGIK

Ich komme auf das Problem der Wahrnehmung zurück: Wie ist der spezifische Blick von Gemeindepädagogik? Worauf achtet sie, wenn sie einzelne, Gruppen oder die Gemeinde, wenn sie die Lebenswelt der Menschen wahrnimmt?

Erst einmal auf die Person selbst. Es geht wesentlich um den Menschen, der mir gegenüber steht, ob das ein Kind ist, eine Mutter oder wer auch immer. Danach geht es um den Zusammenhang. Das ist der nächste Schritt.

Um ein konkretes Beispiel zu nennen: Seit drei Jahren ist in einer Gruppe eine junge Frau, die durch einen Unfall behindert ist. Sie hat einen dreijährigen Sohn, eine einjährige Tochter und hat jetzt gerade Zwillinge bekommen. Das ist sehr kompliziert, vor allem weil sie behindert ist. Wenn diese Frau kommt oder ich sie besuche, dann geht es mir erst einmal darum zu fragen: Was ist mit ihr? In einem zweiten Schritt geht es darum zu fragen: Was ist mit den Kindern, was ist mit dem Mann? Es geht um die Konstellation ‚Familie‘.

Aber das hat immer auch Auswirkung auf das, was rundherum in der Gruppe passiert. Welche Verantwortung nimmt die Gruppe wahr? Als während der dritten Schwangerschaft die Frau über fünf Wochen im Krankenhaus lag,

war die Frage: Wer besucht sie wann? Wer übernimmt Verantwortung für die beiden Kinder, wer bietet welche Möglichkeiten an? Es geht gleichzeitig darum zu fragen, welche Möglichkeiten können wir in der Gemeinde anbieten? Wo kann der Zivildienstleistende tätig werden? Wie kann die Familie eingebunden bleiben bei der Familienfreizeit? Wir haben das ermöglicht, indem wir die Kinder mitgenommen und auf sie aufgepasst haben, damit das Paar – da waren die Zwillinge noch nicht geboren – noch ein bisschen Ruhe hatte. Wie kann man das mit der Taufe regeln? Welcher Familiengottesdienst ist für Euch gut und wichtig?

Man sieht: Es gibt eine ganze Menge von Kreisen, die sich öffnen und erweitern. Aber auszugehen ist zuerst einmal von der Person.

Das ist jetzt ein sehr eindrucksvolles Beispiel, das sich um eine bestimmte Person gruppiert. Inwiefern ist denn Gemeindepädagogik aber auch eine Pädagogik der Gemeinde, was hat sie mit Gemeindebildung zu tun – auch in Bezug auf die Ausgangsfrage nach der Art der Wahrnehmung?

Gerade an dem Beispiel kann ich es deutlich machen. Diese Frau erlebt, dass Gemeinde eine wesentliche Unterstützung, ein Auffangnetz ist. Das orientiert sich nicht einfach nur an mir, sondern auch an denjenigen, die mit zu diesem Umfeld gehören und bestimmte Aufgaben mit übernehmen.

D.h. nicht nur die Frau nimmt die Gemeinde als ein Auffangnetz wahr, sondern auch die anderen?

Ja. Die nehmen das auch als Gemeinde wahr, sie nehmen das ‚über‘ Gemeinde wahr. Sie wissen: Das würde nicht funktionieren, wenn sie nicht in dieser Gemeindegestaltung irgendwie eine Anbindung hätten. ‚Normalerweise‘ würden sie das nicht machen.

Werfen wir einen Blick in die Zukunft. Welche gesellschaftlichen Herausforderungen siehst Du im Moment für die Kirche?

Ich glaube, für die Zukunft der Kirche kommt es viel auf Offenheit an. Wir haben als Kirche nicht mehr die Aufgabe, eindeutige Verhaltensmaßregeln zu setzen, sondern darüber im Gespräch zu sein. Das betrifft sowohl die persönlichen als auch die politischen Fragen. Es ist sehr schwierig, wenn es zu starke Dogmen gibt. Es gibt zwar schon unumstößliche Punkte, an denen die Kirche wegweisend arbeiten soll, z.B. die Frage der Gerechtigkeit oder die ökologische Frage. Aber in dem Moment, wo das zu stark festgelegt ist, ist das ganz problematisch. Die Kirche und Gemeinde muss da eine Offenheit behalten, die unterschiedlichen Standpunkte und Einsichten zu diskutieren und zu vermitteln.

Da muss ich aber erst einmal die Probleme um mich herum wahrnehmen.

Ja, das ist klar.

Welche Probleme nimmst Du da wahr?

Wenn ich an meine Familienarbeit denke, so ist ein wesentliches Problem, wie die Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit aussieht, welche Chancen Männer haben, Familie wahrzunehmen und Frauen, bezahlte Berufsarbeit wahrzunehmen. Wie lässt sich das anders austarieren als es bisher der Fall war?

Weitere Probleme, die ich in der Arbeit mit Familien sehe, sind gesundheitliche Probleme. Oder es sind Fragen, wie ein Schulweg oder Kindergartenweg zu organisieren ist, wie viel Straßen es sind, die die Kinder zu überqueren haben – mit wie viel Gefahrenquellen. Oder man fragt: Wer nutzt wann das Auto? Wie sieht bei uns die Luftverschmutzung aus, was essen und trinken wir, wie ist unsre Kleidung? Durch den Lebenszusammenhang kommen auch solche politischen Fragen immer wieder ins Bewusstsein.

Welchen Beitrag leistet eigentlich Gemeindepädagogik zu einer biblisch-theologischen Vergewisserung in der heutigen Zeit?

Es gibt ja ganz unterschiedliche Formen der Arbeit. Meine Kollegin z.B. hat einen Bibelkreis. Da ist es ja klar, dass biblische Themen im Vordergrund stehen. Bei mir ist das nicht so eindeutig. Da kommt Theologie hauptsächlich in den Familiengottesdiensten vor, bei einigen in der aktiven Vorbereitung, bei anderen in der Wahrnehmung des Gottesdienstes. Diejenigen, die da dabei sind, stellen sich Fragen anders, als wenn sie das nicht erleben würden.

Inwiefern entfalten biblische Gedanken Deutekraft in der Biographie der Menschen? Und wie wird das gefördert durch die gemeindepädagogische Arbeit?

Es kommt vor, dass Leute nach einem Familiengottesdienst, wo die Geschichte von Abraham und Sara oder die Geschichte von Maria und Martha oder der verlorene Sohn u.a. dran war, zu mir kommen und sagen: Das war bei mir ganz ähnlich. Wo die Übertragung auf die eigene Situation geschieht, passieren auch Antworten.

1.2 Interview mit Gerhard Christ

In seiner Zivildienst von 1976-1978 wurde Gerhard Christ in Bethel zum Krankenpflegehelfer ausgebildet. 1978-82 hat er Religionspädagogik an der Ev. Fachhochschule Darmstadt studiert. 1982/83 hat er sein Berufsanerkenntnisjahr an der Christuskirche in Heppenheim absolviert, wo er danach auch als Gemeindepädagoge angestellt wurde und dort heute noch tätig ist. Während dieser Zeit hat er an verschiedenen Fortbildungen im Psychiatriebereich teilgenommen, eine klinische Seelsorgeausbildung in Frankfurt erhalten und eine Fortbildung in Gestaltberatung an der Ev. Fachhochschule Darmstadt besucht. Gegenwärtig absolviert er dort ein Studium der Sozialtherapie.

VERÄNDERUNG VON KOMMUNIKATIONSSTRUKTUREN

Wie haben sich Deines Erachtens kirchliche und gemeindliche Kommunikationsstrukturen durch gemeindepädagogische Arbeit verändert?

Ich blicke bei der Beantwortung dieser Frage auf meine Gemeinde, wie sich das da entwickelt hat. Man kann nicht sagen: Weil der Gemeindepädagoge da ist, sind die Kommunikationsstrukturen so, wie sie geworden sind. Das ist nicht nur meine Angelegenheit. Die ändern spielen mit. Wenn die nicht gewollt hätten, weiß ich nicht was passiert wäre. Wir haben Teamarbeit. Es ist ganz wichtig, dass miteinander geredet wird. Auf verschiedenen Ebenen werden Absprachen getroffen: Es gibt eine Dienstbesprechung einmal im Monat mit allen Hauptamtlichen: Es gibt eine pädagogisch-theologische Mitarbeiterbesprechung. Dort treffen sich ein Pfarrer, zwei Pfarrerinnen und ich. Dann gibt es den Mitarbeiterkreis mit den Ehrenamtlichen, den Hauptamtlichen und dem Kirchenvorstand. Damit sind eigentlich alle miteinander vernetzt. Es gibt darüber hinaus noch Mitarbeiterbesprechungen für Teilbereiche, wo sich

die Ehrenamtlichen untereinander besprechen, z.T. mit einem Hauptamtlichen.

Kann man daraus den Schluss ziehen, dass Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen eigentlich gar nicht notwendig sind, falls die notwendigen Kommunikationsstrukturen vorhanden sind?

Wenn die anderen solche Strukturen als wichtig erachten, braucht es in der Tat keinen Gemeindepädagogen. Ich gehe allerdings davon aus, dass Gemeindepädagogen dies immer als notwendig und wichtig erachten. Denn ohne diese Kommunikation untereinander ist keine Beteiligung, kein Fortschritt und Weiterkommen möglich. Es ist ohne Zweifel ausbildungsspezifisch, dass Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen darauf viel Wert legen.

Sie sind sozusagen Anwalt dieser Fragestellung?

Ja. Gemeindepädagogen sind Advokaten der Ehrenamtlichen. Das betrifft nicht nur die Kommunikation, sondern auch den Aspekt, dass sie Zeit haben und sich Zeit nehmen für Ehrenamtliche.

Könnte man sagen, dass die Öffnung der Kommunikationsstrukturen nach außen, also die Überwindung binnenkirchlicher Sicht, spezifisch gemeindepädagogisch ist?

Ich erachte das als sehr wichtig. Ein Beispiel dazu: Ein Arbeitsbereich unserer Gemeinde ist der Kontakt mit der Psychiatrie, die Begegnungsarbeit mit psychisch Kranken. Da ist es ganz klar, dass wir nicht vor uns hinwursteln können, sondern dass wir die Anbindung an das ganze System brauchen. Ich habe daher von Anfang an Kontakte wahrgenommen zur psychosozialen Arbeitsgemeinschaft und zu den verschiedenen Hilfsorganisationen im Psychiatriebereich.

Hat diese Arbeit auch die Gemeinde in ihrer Gesamtheit in irgendeiner Weise betroffen und verändert? Oder ist

das ein Arbeitszweig, der zwar von der Gemeinde ausgeht, aber sie selbst wenig betrifft?

Nein, die betrifft sie natürlich. Dabei muss man wieder sagen: Diese Arbeit hat nicht ein Gemeindepädagoge oder eine Gemeindepädagogin begonnen, sondern sie ist seinerzeit aus dem Kirchenvorstand heraus begonnen worden. Das hat zu einer halben Stelle geführt, die dann für Kontinuität der Arbeit gesorgt hat.

Wie kam der Kirchenvorstand dazu, wie ist das entstanden?

Die Ursprünge liegen darin, dass es zum einen im Krankenhaus einen Oberarzt gab, der starkes Interesse hatte, nach außen zu gehen, darin, dass ein Pfarrer da war, der gemeinmediakonisch interessiert war und zum dritten der Kirchenvorstand einen Vorsitzenden hatte, der Leiter vom Kreisgesundheitsamt war und ein Interesse daran hatte, dass Kirchengemeinde weiter wirkt als nur bis an die Gemeindegrenzen. In diese Strukturen bin ich später hineingekommen. Ich musste nicht bei Null anfangen. Die Arbeit wurde dann so angelegt, dass viele Ehrenamtliche daran beteiligt wurden. Sie sind die Stütze der Arbeit. Von daher hat das natürlich eine Wirkung in die Gemeinde.

Wie viel Ehrenamtliche machen da mit?

Ungefähr zwanzig Personen.

BEGEGNUNG GEMEINDEGRUPPEN – PSYCHIATRIEPATIENTEN

Was machen die konkret?

Da gibt es verschiedene Sachen. Ein zentrales Projekt ist das ‚Café Freitag‘, ein ‚Programm-Café-Nachmittag‘, von dem Patienten und Patientinnen aus der Psychiatrie – vor allen Dingen aus dem Gerontobereich – in die Gemeinde kommen, z.T. auch ehemalige Patienten und Patientinnen aus dem Gemeindegebiet und darüber hinaus. Wir sind zwei Stunden Freitag nachmittags zusammen. Durchgeführt

wird es von den beiden Pfarrerinnen, die auch mit dem Schwerpunkt in der Psychiatrie arbeiten, von mir und von einem Team von fünf bis sechs Ehrenamtlichen, die z.T. für die Organisation, Versorgung, aber auch für die Betreuung mit zuständig sind (am Tisch sitzen, mitspielen, erzählen usw.). Dann gibt es noch einige Ehrenamtliche, die im Hintergrund wirken, Kuchen backen u.a.. Die Gruppe hat auch regelmäßige Besprechungen, alle zwei Monate. Einmal im Jahr machen wir mit allen einen ‚Danke-schön-Nachmittag‘, bei dem die Ehrenamtlichen einmal nichts machen müssen.

Welche Gruppen gibt es noch, die in Verbindung mit der Psychiatrie arbeiten?

Es gibt noch die Dienstagsgruppe; das sind jüngere Ehrenamtliche, die eine Partnerschaft zu einer Station haben und mit den Patienten Freizeitaktivitäten machen. Ferner gibt es den ‚Bereich offenes Singen‘ in der Psychiatrie. Da kommen wechselnd Leute von außen dazu. Außerdem gibt es den ‚Bereich Gottesdienst‘. Das leiten die beiden Pfarrerinnen. Da kommen regelmäßig Leute aus der Gemeinde als Besucher dazu, weil sie diesen Gottesdienst, der anders abläuft als sonst, sehr anregend finden. Und die Kirchenvorsteher und Kirchenvorsteherinnen sind beteiligt, weil sie Lektoren- und zum Teil Küsterdienst machen. Es gibt noch ‚meditatives Tanzen‘ (das macht auch eine Pfarrerin). Da kommen auch Gemeindeglieder dazu.

Sind diese fünf Gruppen miteinander vernetzt?

Sie sind miteinander zum einen in der Mitarbeiterbesprechung der Ehrenamtlichen vernetzt, zum zweiten gibt es einen Begegnungsausschuss im Kirchenvorstand, in dem sich Personen aus den verschiedenen Gruppen zusammenfinden.

Zurück zum Café Freitag: Wie viel Patienten von der Psychiatrie kommen denn dorthin?

Das geht immer so in Wellen. Im Moment sind es zwischen 20 und 35 Personen.

Welche Bedeutung hat denn das Café für die Patienten?

Ein Motiv ist sicher, einmal herauszukommen aus der Klinik und wieder mal mit andern Leuten zu reden. Zum Teil hat sich ein Heimatgefühl entwickelt.

Das Café hat aber auch eine hohe Bedeutung für die Ehrenamtlichen. Das zeigt sich daran, dass einige viel Zeit investieren und hinterher sagen: Es bringt etwas, es ist eine sinnvolle Aufgabe. Dabei sind Interesse und Einsatz unterschiedlich und vielfältig: Einige backen nur Kuchen. Eine Frau ist im Skatclub, kommt nur zum Skatspielen, zwei andere kommen ab und zu mal und zaubern. Die haben dazu einen Volkshochschulkurs gemacht. Andere kommen, um zu singen und Musik zu machen.

Wieweit kommt denn die Lebensgeschichte von Patienten und Patientinnen oder auch von Ehrenamtlichen in dieser Arbeit vor?

Dazu kommt es – je nach Gesprächslage – während des Kaffeetrinkens am Tisch, manchmal ganz schnell. Es ist auch so, dass die Kontakte im Café Freitag nur ein Teil der Arbeit sind, sie gehen in der Regel weiter. Das betrifft besonders die beiden Pfarrerinnen und mich. Wenn sich ein intensives Gespräch ergibt, wo man mit andern bei einer Tasse Kaffee nicht darüber reden kann, dann wird ein Termin ausgemacht und man besucht sich noch einmal.

Die Ehrenamtlichen vom Café Freitag gehen auch ins Krankenhaus?

Da besteht eine gewisse Schwelle. Die gehen zu institutionalisierten Angeboten im Krankenhaus, zu lockeren Besuchen und Gesprächen eher nicht. So gehen sie gelegentlich zu Gottesdiensten, zu dem offenen Singen und zum meditativen Tanzen.

Hat die Arbeit in der Psychiatrie und im Café Freitag auch Auswirkungen auf andere Gruppen in der Gemeinde?

Ich denke schon. Da diese Arbeit da ist, wird sie auch immer wieder einmal zum Thema – sei es im großen Mitarbeiterkreis, sei es im Kirchenvorstand. Auch wenn Feste geplant werden, steuert der Bereich Begegnungsarbeit etwas dazu bei. Die Arbeit ist immer präsent. Damit ist auch das Thema ‚psychische Krankheit in unserer Gesellschaft‘ präsent. Das ist auch ein Ziel unsrer Arbeit.

Wird das auch zum Thema gemacht in Gruppen?

Ja, ja. In ganz verschiedenen Facetten natürlich. Die Arbeit läuft ja schon zwanzig Jahre. Da hat sich einiges entwickelt. Es hat sich ja auch in der Psychiatrie ganz viel getan, es hat Entwicklungen gegeben in Richtung ‚Gemeindepsychiatrie‘ – weg vom Großkrankenhaus. Da haben wir darauf reagiert als Gemeinde, als Begegnungsarbeit. Nur dadurch gibt es diese Arbeit noch. In dieser Hinsicht ist der Gemeindepädagoge (und andere Hauptamtliche) wichtig, um wahrzunehmen, was sich verändert hat und sich verändert, und sich zu fragen, was in der Arbeit verändert werden muss.

GEMEINDEPÄDAGOGIK IM SPANNUNGSFELD VON THEOLOGIE UND LEBENSWELT

Inwiefern kommen denn theologische Fragen in dieser Arbeit vor?

Im Einzelgespräch, in der Seelsorge kommen die natürlich oft vor. Da hat mir auch eine Weiterbildung in der klinischen Seelsorge sehr geholfen, ebenso eine Weiterbildung in Gestaltberatung.

In der allgemeinen Zielsetzung und der Konzeptionsentwicklung spielt Theologie auch oft eine Rolle, vor allen Dingen in den Außenkontakten, wo wir immer wieder gefragt werden: Warum macht Kirche denn da überhaupt etwas?

Spielt Theologie auch für Ehrenamtliche eine Rolle in dieser Arbeit?

Ich habe dazu einmal eine kleine Befragung durchgeführt mit der Dienstagsgruppe, also mit Jüngeren, die das Projekt in einer Station der Psychiatrie machen. Da hat sich ergeben, dass die Theologie oder die religiöse Motivation keine große Rolle spielen. Ich habe da mehr vermutet. Die Frage ist allerdings, ob das als selbstverständlich angesehen wird, so dass sie es nicht thematisiert haben.

Nun kann es ja sein, dass die Ehrenamtlichen zwar nicht mit einer religiösen Motivation in die Arbeit gehen, dass aber im Verlauf des Prozesses dieser Arbeit theologische Fragen auftauchen. Mich interessiert, ob ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen durch diese Arbeit theologisch sprachfähiger werden, ob sie mehr Selbstbewusstsein entwickeln und mündiger und selbständiger werden in ihrer theologischen Kompetenz.

Bei der eben angesprochenen Dienstagsgruppe hat es sich entwickelt, dass wir einmal im Jahr einen Gottesdienst machen. Da kann man schon sagen, dass sie mündiger und sprachfähiger geworden sind.

Am Anfang war die Haltung: „Gut, Gottesdienst machen wir mit, und Ihr (die Pfarrerin und ich) sagt uns, was wir zu machen haben, welche Texte wir lesen sollen“ usw. So wollten aber weder ich noch der Pfarrer, der am Anfang noch dabei war, herangehen. Wir haben aufgefordert, gemeinsam Überlegungen anzustellen. Von Jahr zu Jahr wurden die Gottesdienste dadurch lebendiger und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben sich mehr und mehr eingebracht. Sie haben Texte selbst formuliert, sie haben freier gesprochen usw.

Haben die Ehrenamtlichen ihre eigenen Probleme in die Arbeit eingebracht und hatten sie vielleicht auch Gelegenheit, diese eigenen Probleme zu verarbeiten?

Das ist von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich. Außerdem hängt es auch stark davon ab, wie viel Zeit wir Hauptamtliche dafür investieren. Wenn die Zeit da ist, werden diese Probleme auch angesprochen.

Was bedeutet das konkret: sich Zeit nehmen?

Das heißt z.B. für diese Dienstagsgruppe, dass wir alle zwei Wochen in die Psychiatrie gehen und mit Patienten etwas machen, die Woche dazwischen treffen wir uns gemeinsam. Bei diesen Treffen geht es um Planung, Auswertung. Aber auch gemeinsame Unternehmungen (z.B. gemeinsames Kochen oder kulturelle Unternehmungen) stehen auf dem Programm. Bei diesen Unternehmungen ergibt es sich oft, dass persönliche Probleme angesprochen werden. Diese Zeit wird genutzt. Es gibt nicht nur Gespräche mit mir, als dem Hauptamtlichen, sondern es kommt auch zum Austausch untereinander.

Welche Fragen und Themen tauchen da auf?

Es geht z.B. um den Sinn der eigenen Arbeit, um die Last der Berufstätigkeit oder um Beziehungskrisen. Die Gruppe kennt sich inzwischen seit Jahren, und es ist eine vertraute Beziehung entstanden. Anders ist es bei den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen im Café Freitag. Da ist nicht so eine starke Gruppenbeziehung, aber eine intensive Beziehung zu uns Hauptamtlichen, wofür wir uns auch Zeit nehmen. Die Fragen sind zum Teil ähnlich wie in der anderen Gruppe. Allerdings tauchen da noch ein anderes Problem auf: Da die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen schon lange tätig sind, sind sie mit der Arbeit alt geworden. Im Kontakt mit den psychisch Kranken erfährt man seine eigene Beschränktheit, wodurch Phantasien und Ängste entstehen. Es ist dann ganz wichtig, dass wir als Hauptamtliche so etwas beobachten und registrieren. Nicht jeder kommt mit diesen Proble-

men sofort an, sondern zieht sich vielleicht zurück. Da ist es wichtig, so etwas zu spüren.

GEMEINDEPÄDAGOGISCHE KOMPETENZ

Wie wirst Du in dieser Arbeit von den anderen Hauptamtlichen gesehen?

Da müsste man diese fragen. Ich fühle mich aber sehr akzeptiert und ich glaube, ich werde auch mit einer besonderen Kompetenz wahrgenommen. Am Anfang, als wir uns noch nicht so gut kannten, da war die Erwartung ganz stark an mich, wenn es um irgendetwas Kreatives ging, Angebote zu machen. Kreativ bin ich zwar sehr gerne, aber gerade was Basteln angeht, mache ich das eigentlich überhaupt nicht. Deshalb habe ich dann klargemacht: „Darum geht es mir gar nicht. Da müsst Ihr Euch selbst etwas überlegen.“ Mittlerweile ist klargeworden, dass ich über die Grenzen der Gemeinde hinaus wirke, z.B. mit der psychosozialen Arbeitsgemeinschaft zusammenarbeite und diese Erfahrungen für die Gemeindearbeit fruchtbar mache. Solche Kompetenzen werden inzwischen auch wahrgenommen und angefragt.

Wird auch erwartet, dass Du Dich in dieser Hinsicht weiterbildest und jüngste gesellschaftliche Entwicklungen, wie sie sich in der Literatur widerspiegeln, wahrnimmst?

Ob das erwartet wird, weiß ich nicht. Ich mach es (so wie jetzt das Aufbaustudium Sozialtherapie), um dran zu sein an neueren Entwicklungen.

Wie ist das mit den Entwicklungen vor Ort? Erwartet man da von Dir, dass Du sie in besonderer Weise wahrnimmst?

Man weiß inzwischen, dass ich genauer hinschaue und bestimmte Sachen wahrnehme. Daher fragt man mich auch mehr, was ich wahrnehme. Das ist sowohl unter den Hauptamtlichen wie unter den Ehrenamtlichen so.

In bestimmten Dingen werde ich als Fachmann gesehen. Sachen mit der Station zu regeln oder noch mal Rücksprache zu halten, ist z.B. mein Job. Davon will ich auch die Ehrenamtlichen freihalten, was denen auch recht ist. Oder wenn es Konflikte gibt, ist klar, dass ich mich darum kümmere und auf die Station gehe und versuche, diese mit dem Personal dort aufzuarbeiten.

INTEGRATION DER VERSCHIEDENEN ARBEITSBEREICHE

Was machst Du sonst noch – außer dieser Begegnungsarbeit mit der Psychiatrie?

Für die Arbeit in der Psychiatrie ist eine halbe Stelle veranschlagt. Die andere halbe Stelle teilt sich für Schule und Gemeinde auf. In der Schule gebe ich Religionsunterricht in einer Grund-, Haupt- und Realschule in unserem Gemeindegebiet. Das macht ein Viertel meiner Arbeit aus. Mit dem restlichen Viertel mache ich Freizeiten in der Gemeinde, führe Projekte durch, bereite Feste vor und bin in der Jugendarbeit tätig, was sich aber z.Z. auf die Begleitung Ehrenamtlicher beschränkt.

Wie ist das Verhältnis der verschiedenen Bereiche, der Arbeit in der Psychiatrie, in der Schule und in den anderen Feldern der Gemeinde? Wie integrierst Du das in Deiner Person, und welche inhaltlichen Zusammenhänge gibt es?

Gemeinde und Begegnungsarbeit ist wirklich integriert in dieser langen Entwicklung, was nicht ausschließt, dass es immer wieder Spannungen und Anfragen gibt. Es ist gelungen, vielfach Vorurteile abzubauen und Vertrauen aufzubauen.

Der Bereich Schule hat zunächst einmal nicht so viel damit zu tun. Aber es ist eine räumliche Beziehung da, und durch meine Person, meinen Unterricht und durch meine Arbeit sonst in der Schule (auch da nehme ich mir viel Zeit und gehe auf die Konferenzen und mache bei Betriebsausflügen und Projektwochen mit) hinterlasse ich ein Bild von der

Kirchengemeinde. Und das Gemeindebild ist auch geprägt durch die Arbeit mit der Psychiatrie, was auch in der Schule wahrgenommen wird. Das kommt auch im Unterricht vor, insbesondere in den älteren Klassen. Mit einer zehnten Klasse waren wir auch in der Psychiatrie. Wahrscheinlich wird ähnliches auch im Herbst wieder durchgeführt. Ich bin in einer Arbeitsgruppe der Schule, die sich mit diesem Thema beschäftigt und das neue Projekt vorbereitet.

Wenn Du in der Jugendarbeit tätig bist und dort die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen begleitest und bildest, ist es ja keine Selbstverständlichkeit, dass da ein Bezug da ist zur Psychiatrie.

Die Begegnungsarbeit mit der Psychiatrie ist in das Gesamt der Gemeindearbeit integriert. Sie spielt nicht in jeder Gruppe eine Rolle. So auch nicht in der Jugendgruppe, die von zwei Ehrenamtlichen geleitet wird und gut floriert.

Um noch einmal auf einen Punkt von vorhin zu kommen: Die Entstehung dieser Jugendgruppe war nur möglich, indem ich mir viel Zeit nahm für die Ehrenamtlichen. Da haben wir uns sehr oft getroffen und gemeinsam Konzepte und Ideen entwickelt. Es hat lange gebraucht, bis das ‚in die Gänge kam‘, aber es hat sich letztlich sehr gelohnt.

AUSBLICK

Wie siehst Du die Zukunft der Kirche und die Zukunft der Gemeindepädagogik?

Die Anstellung der Gemeindepädagogen auf mittlerer Ebene, die jetzt in der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau vorgesehen ist, bringt neue Möglichkeiten für die Gemeindepädagogik. Wir können da als Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen eine größere Rolle spielen als bisher. Wir werden dadurch auch mehr wahrgenommen als Gruppe der gemeindepädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – dies vor allem durch die Diskussion über verschiedene Modellprojekte, die jetzt geführt werden.

Welche gesellschaftlichen Herausforderungen siehst Du für die Zukunft der Kirche? Wo ist damit auch Gemeindepädagogik herausgefordert?

Ich hab die Hoffnung, dass gemeindepädagogische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die Kirche vor einer binnenkirchlichen Denkweise bewahren und vielfache Verknüpfungen herstellen können.

Gibt es bestimmte gesellschaftliche Veränderungen vor Ort, die Dir aufgefallen sind und wo Du der Meinung bist: hier muss die Gemeinde aufpassen?

In Bezug auf die ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen spiegelt sich eine gesellschaftliche Entwicklung wider, auf die wir achten müssen. Die Älteren haben aus Pflichterfüllung mitgemacht. Diese Motivationsstruktur ändert sich mit dem ‚neuen Ehrenamt‘. Man muss daher in der Gemeinde die Strukturen ändern und mehr Möglichkeiten schaffen, dass ehrenamtliche Arbeit von vornherein zeitlich begrenzt ist. Man muss auch mehr herausstellen, dass ehrenamtliche Arbeit so angelegt ist, dass es einem auch selbst etwas bringt, und man muss den Menschen das Gefühl vermitteln, dass sie mit ihren Fähigkeiten willkommen sind und nicht verheizt werden.

1.3 Interview mit Renate Drevensek

Renate Drevensek machte 1970/71 eine Ausbildung zur Krankenpflegehelferin. Von 1972-1975 studierte sie Religionspädagogik an der Ev. Fachhochschule Darmstadt. 1975/76 hat sie ihr Berufsanererkennungsjahr in der Andreaskirche in Darmstadt absolviert. Danach folgte eine halbjährige Arbeitslosigkeit, da es zu dieser Zeit über den Bereich Jugendarbeit hinaus keine Gemeindepädagoginnenstellen in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) gab. Seit Ende 1976 arbeitet Renate Drevensek bei der Evangelischen Frauenhilfe in Hessen und Nassau e.V. als Propsteibeauftragte. Während dieser Zeit hat sie an verschiedenen Fortbildungen in Klientenzentrierter Gesprächsführung, der themenzentrierten interaktionellen Methode, Transaktions-Analyse und meditativem Tanz teilgenommen. Zur Zeit studiert sie berufsbegleitend Soziale Gerontologie in Kassel.

FRAUENHILFE ALS ARBEITSBEREICH

Du bist als Gemeindepädagogin in der Ev. Frauenhilfe Hessen und Nassau tätig. Ich bitte Dich zunächst etwas zu Aufbau und Struktur der Frauenhilfe zu sagen.

Die Evangelische Frauenhilfe untergliedert sich in drei Arbeitsbereiche:

- die fünf Familienbildungsstätten,
- die Abteilung Frauen und Gesundheit (die Müttergenesungsarbeit) mit den Frauenhilfe-Reisen,
- die gemeindlich/übergemeindliche Frauenarbeit.

Als selbständiger Verband innerhalb der Kirche sind 600 Frauenhilfegruppen hierin zusammengeschlossen. Er wird durch den ehrenamtlichen Vorstand, eine Pfarrerin und einem Kollegiumsteam geleitet.

Der Gesamtverband hat 70 hauptamtliche Mitarbeiterinnen.

Für die sieben Propsteien hat die Frauenhilfe jeweils eine Gemeindepädagogin als Beauftragte für die gemeindlich/übergemeindliche Frauenarbeit angestellt (z.Zt. 5,5 Stellen). Die Abteilung leitet eine Pfarrerin, die hierfür von der Kirche freigestellt ist.

Wie ist die Arbeit in den Propsteien organisiert und für welche Zielgruppen sind die Propsteibeauftragten zuständig?

Die Gemeindebezogene Frauenarbeit ist analog der Kirchenstruktur der hessen-nassauischen Kirche gemeinde-, dekanats- und propsteibezogen gegliedert.

Sie ist basisdemokratisch und ehrenamtlich organisiert und wird durch die jeweilige Propsteibeauftragte begleitet.

Unser Arbeitsschwerpunkt liegt auf der Dekanatssebene mit den Leiterinnen von Frauengruppen und den von ihnen gewählten ehrenamtlichen Dekanatsvertreterinnen.

Die Aufgaben der Dekanatsvertreterinnen sind sowohl die Vernetzung der Frauenarbeit des Dekanats und deren Vertretung nach außen (z.B. in der Dekanatsynode) als auch die Durchführung von Veranstaltungen auf Dekanatssebene.

Ein Schwerpunkt unserer Arbeit ist, diese ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen in diesen vielfältigen Aufgaben zu unterstützen. Dazu gehören z.B. Fortbildungsangebote für die Leiterinnen von Frauengruppen, die Mitarbeit bei Dekanatsfrauentreffen (das sind Großveranstaltungen zu Themen) oder die Mitarbeit bei Dekanatskirchentagen, Erarbeitung von Frauengottesdiensten und vieles mehr. Diese Veranstaltungen werden auf Dekanatssebene angeboten und in enger Zusammenarbeit mit den ehrenamtlichen Dekanatsvertreterinnen geplant und durchgeführt.

Auf Propsteiebene treffen sich die Dekanatsvertreterinnen zu Propsteitreffen.

Auf Verbandsebene arbeiten wir stärker im Team hauptamtlicher Mitarbeiterinnen und mit Kooperationspartnerinnen.

nen über den Verband hinaus, überwiegend in Angebotsformen mehrtägiger Seminare und Tagesveranstaltungen.

Wie sieht nun Deine Arbeitskonzeption aus?

Wir sind primär für die ehrenamtlichen Frauengruppenleiterinnen zuständig, um sie in ihren eigenen Anliegen zu unterstützen, sie inhaltlich und methodisch fortzubilden, und sie miteinander zu vernetzen. Unser Ansatz ist es, diese Multiplikatorinnen zu beraten und zu begleiten.

Inhaltlich greifen wir die Fragestellungen auf, die sie einbringen. Dies kann sich auf ihre ehrenamtliche Tätigkeit, ihren Lebenszusammenhang oder ihren Glauben beziehen. Ziel ist es, Frauen zu stärken, in dem, was sie tun.

Besonders auf Verbandsebene bringen wir aber auch von uns aus Impulse ein, um Themenbereiche anzustoßen.

Da wir vorwiegend in Gruppen arbeiten, erleben Frauen, dass sie, wenn sie sich zusammenschließen, gemeinsam stark sind. Ein gutes Beispiel dafür ist die Bewegung „Unterwegs für das Leben“.

Kannst Du bitte erläutern, was es mit diesem Arbeitsschwerpunkt auf sich hat?

Alljährlich machen sich Frauen – von Gemeinde zu Gemeinde- gemeinsam auf den Weg bis hin nach Bonn, um ihre Anliegen gegenüber Politikern zur Sprache zu bringen. Auf diesem politisch-spirituellen Weg erwerben sie eine hohe Sachkompetenz in politischen Fragen, entwickeln gemeinschaftlich z.B. besondere Strategien in der Gesprächsführung mit Politikern und erleben dass sie ernst genommen werden und etwas bewirken können.

Eure Zielgruppen sind, wenn ich das richtig verstanden habe – nicht die Frauengruppen selbst, sondern deren Leiterinnen?

Das ist richtig. Im Fall von Konflikten oder bestimmten Anliegen sind wir natürlich auch in den Gruppen vor Ort. Unser Ansatz ist jedoch, die Leiterinnen als Multiplikatorinnen zu stärken, zu stützen und zu qualifizieren.

Mit welchen Frauen habt Ihr es hauptsächlich zu tun? Wie ist die Arbeitsstruktur?

Überwiegend haben wir es mit Familienfrauen in der Lebensmitte oder schon älter werdenden Frauen, die teilweise an die Pflege von Angehörigen gebunden sind oder auch alten Frauen und Verwitweten zu tun. Zunehmend kann man allerdings beobachten, dass Frauen, die in den Ruhestand kommen, noch eine Aufgabe suchen und gerne die Leitung von Frauengruppen übernehmen. Diese Möglichkeit ergreifen auch Frauen, die nicht mehr in den Beruf zurückkehren können und viele Pfarrfrauen und eher weniger berufstätige Frauen.

WAS WURDE ERREICHT?

Wenn Du zurückblickst auf Deine über 20-jährige Tätigkeit bei der Frauenhilfe, was wurde erreicht?

Ein Ergebnis unserer Arbeit ist die Aufwertung der ehrenamtlichen Tätigkeit in der Kirche. Die Frauenhilfe hat einen großen Erfahrungsschatz an guter Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen. Wir erleben in unserer Arbeit das Profil, die Kapazität und die Kompetenzen der Frauen. Es war schon immer unser Anliegen, dass gesehen und gewürdigt wird, was Frauen in Kirche leisten.

In der Wertschätzung erleben wir viele Diskrepanzen – sogar bei Pfarrerinnen, die einen feministischen Ansatz haben und trotzdem die ehrenamtlichen Frauen nicht in richtiger Weise würdigen, weil sie z.B. an älter werdenden Frauen nur ein funktionales Interesse haben und nicht deren Potential sehen.

Die Weltgebetstagsarbeit hat an Bedeutung gewonnen, vielerorts ist durch den Weltgebetstag der Frauen eine selbstverständliche Ökumene vor Ort möglich geworden. In der EKHN sind dazu grundlegende ökumenische Arbeitsstrukturen gewachsen.

Insgesamt haben die Frauen sehr stark an Selbstbewusstsein gewonnen, sie bringen sich heute sehr viel selbstverständlicher in Kirche und Gesellschaft ein. Dass wir z.B. Frauen für die Kandidatur zur Kirchenvorstandswahl ermutigen mussten, kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

Habt Ihr nicht auch einen feministischen Ansatz?

Ja. Wir legen Wert darauf, dass die Situation der Frauen, die ja eine besondere ist, gesehen wird. Wir sind parteilich, hinterfragen die Situation der Frauen in den überkommenen gesellschaftlichen und kirchlichen Strukturen und bringen diese zur Sprache und suchen gemeinsame Wege nach vorne.

Der feministischen Ansatz beinhaltet ja auch eine bestimmte Art der Wahrnehmung. Wofür schärft dieser Ansatz den Blick?

Er schärft die Wahrnehmung für die Spannungsfelder, in denen Frauen ihr Leben gestalten müssen: zwischen individuellen Bedürfnissen und Interessen und den gesellschaftlichen und kirchlichen Zuschreibungen und Bedingungen.

Und was nehmt Ihr da wahr?

Wir nehmen wahr, dass viele Frauen sich immer noch von den Kirchengemeinden funktionalisieren lassen. Sie identifizieren sich viel stärker mit dem, was in den Gemeinden gebraucht wird als mit dem, was für ihr Leben wichtig wäre.

Davon profitieren die Kirchengemeinden. Aber diese Arbeit ist unsichtbar und wird von daher nicht geschätzt und gewürdigt. Das hat Auswirkungen auf ihr Fremd- und Selbstbild.

Welche Gründe sind es, die Frauen ihre Interessen nicht wahrnehmen lassen?

Das liegt wohl einerseits an der Pfarrerzentriertheit, die in den Gemeinden wirkt. Was von der Pfarrerin oder dem Pfarrer nicht befürwortet wird, hat kaum eine Chance, in der Gemeinde verwirklicht zu werden. Andererseits liegt es

auch daran, dass Frauen dort anpacken, wo es notwendig ist. Sie sind bereit, dafür ihre Anliegen zurückzustellen.

Sind denn Lernprozesse bei Frauen in Eurer Arbeit festzustellen?

Ja, Frauen, die länger auf Dekanatsstufe ehrenamtlich tätig sind, entwickeln ein Bewusstsein in dieser Funktion. Sie vertreten stärker ihre Interessen in Kirchengremien und bringen ihre kritische Sicht auch ein. Und sie nehmen sich Raum, um z.B. zunehmend Gottesdienste zu gestalten.

Aber es gibt auch Rückschläge. Ich denke z.B. an ein sehr fortschrittliches Dekanat in der Arbeit. Da haben die Frauen gesagt: Bei einem Dekanatskirchentag stellen wir uns nicht hinter die Theke und bewirten euch, sondern wir wollen bei den Inhalten mitarbeiten. Dann ändert sich das Team, andere Frauen kommen, und schon ist das alte Muster wieder da und die Frauen übernehmen wieder die alten Muster. Das wird natürlich sehr dankbar hingenommen, weil es bequem ist und die gewohnten Erwartungen und Abläufe nicht stört.

In welchem Verhältnis steht der feministische zum gemeindepädagogischen Ansatz. Ist das ein Spannungsverhältnis oder ergänzt sich das?

Der gemeindepädagogische Ansatz war Grundlage unserer Arbeit. Er hat sich im Laufe der Jahre weiterentwickelt durch die feministische Komponente. Der feministische Ansatz zur Ermächtigung von Frauen und die wertschätzende Haltung im Umgang mit ehrenamtlichen Frauen ist eine Profilierung in gemeindepädagogischen Arbeitsfeldern.

In welchem Verhältnis stehen politische Bewusstseinsbildung und Stärkung des eigenen Selbstwertgefühls?

Beim Weltgebetstag der Frauen spielen politische Fragen eine wichtige Rolle. Wir beschäftigen uns alljährlich mit dem Ursprungsland der Liturgie. Frauen werden dadurch kompetent in der Beurteilung der politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge und sensibel für die Bedin-

gungen von Lebenswelten der Frauen. Der Blick auf andere Frauen schärft das Bewusstsein für die eigene Situation in gesellschaftlichen und kirchlichen Zusammenhängen.

Insgesamt sind jedoch politische Themen in den Hintergrund gerückt.

Welchen Beitrag leistet Ihr eigentlich zum Verhältnis der Generationen?

Auf Verbandsebene kommt es zu Begegnungen z.B. bei dem Projekt „Unterwegs für das Leben“, der Weltgebetstagsarbeit und bei unserer Seminararbeit. Sie profitieren hier sehr voneinander, auch als Kontrasterfahrung zum gemeindlichen Kontext, wo die Konflikte oft unüberwindbar scheinen.

Gibt es in diesen Arbeitskontexten keine Konflikte?

Konflikte tauchen da auf, wo unterschiedliche politische Ausrichtungen oder religiöse Prägungen aufeinander prallen. Aber durch die Arbeit am sogenannten dritten Ort können diese positiv bewältigt werden. Diese Frauen haben nicht eine gemeinsame Geschichte, sondern können offen aufeinander zugehen und voneinander lernen.

Darf ich noch einmal nachfragen: Kommen denn die jüngeren Frauen überhaupt?

Auf Dekanatsebene ist zunehmend zu beobachten, dass der Weltgebetstag der Frauen durch seinen Projektcharakter und dem ganzheitlichen Ansatz zunehmend für jüngere Frauen interessant wird.

Nur da?

Junge Frauen engagieren sich zunehmend lebensphasenbezogen und in zeitlich überschaubaren Einheiten. Sie lassen sich dadurch auch auf Dekanatsebene nicht vernetzen, was natürlich für die langfristige ehrenamtliche Arbeit eine Schwierigkeit darstellt. In den Kirchengemeinden ist kein Blick für ihre besondere Situation vorhanden.

Als Konsequenz hieraus entstanden die Angebote z.B. der Mutter-Kind-Wochenenden, in der ihre Gesamtsituation im Blick ist.

WIDERSTÄNDE IN DER ARBEIT

Wo sind die größten Widerstände in Eurer Arbeit?

Konflikte gibt es immer dann, wenn Frauen sich bestimmten Rollenerwartungen entziehen.

Das könnte ja ein Anlass sein für Lernprozesse in der Gemeinde.

Sicher. Dies veränderte Verhalten wird jedoch leicht abgetan und innerhalb der Gemeindestruktur hart geahndet mit Äußerungen wie: Die machen ja nichts mehr für die Gemeinde. Je stärker sich die Frauen von den traditionellen Formen fortbewegen, um so höher ist das Konfliktpotential.

Darf ich einmal etwas provozierend fragen: Beginnt mit solchen Konflikten nicht eigentlich erst die gemeindepädagogische Arbeit im Sinne von Gemeindepädagogik? Wirkt Ihr in diesem Sinne auch in die Parochial-Gemeinde hinein?

Unser Ansatz ist, dass dieser Prozess von den Frauen ausgehen muss. Sie bestimmen, wieweit sie uns einbeziehen wollen. Wünschen sie dies, sind wir im Sinne der Parteilichkeit auf Seiten der Frauen.

Das Selbstverständnis der einzelnen Gruppen ist jedoch sehr unterschiedlich. Da gibt es zum einen überall Frauen, die sich auf den Weg machen. Diese sind dann auch zunehmend in der Lage, in den gemeindlichen und kirchlichen Entscheidungsprozessen ihre Anliegen und die Anliegen von Frauen zu vertreten. Dann gibt es aber immer auch die ‚traditionellen Frauenhilfefrauen‘, die sich sehr funktionalisieren lassen. Daneben gibt es aber z.B. Frauengruppen, die in der mittleren Generation sind und als Mütterkreise angefangen haben und von vornherein ein anderes Selbstverständnis haben. Sie blicken sehr viel stärker auf das, was

ihnen wichtig ist. Sie sind zu Kompromissen bereit, aber nicht von vornherein.

Insgesamt lässt sich sagen: Wir haben Erfolge, wenn auch die Breitenwirkung unserer Arbeit in so einem großen Verband, durchaus begrenzt ist. Das liegt auch daran, dass nach wie vor alles stark auf das Pfarramt ausgerichtet ist.

Woran macht sich das fest?

Wir merken oft, dass Frauen sich in Anwesenheit von Pfarrern und Pfarrerinnen anders verhalten und befangen sind. Zwar wollen dies viele Pfarrerinnen und Pfarrer gar nicht, sie sind sich aber der Problematik nicht in ausreichendem Maße bewusst um dem entgegenzuwirken. Andere sind froh über das, was sie vorfinden, weil es für sie bequem ist.

Du hast vorhin gesagt, dass die politische Arbeit in der Frauenhilfe in den Hintergrund getreten ist. Was steht denn gegenwärtig statt dessen im Vordergrund?

Frauen sind heute sehr viel stärker an ihren individuellen Themen interessiert. Letztlich ist das auch politisch, wenn Frauen nach ihrem Weg fragen.

PERSPEKTIVEN FÜR DIE ZUKUNFT

Was bedeutet das für die zukünftige Arbeit in der Kirche und für Eure Konzeption?

Dass wir weiterhin die angesprochenen Fragen nicht aus dem Blick verlieren. Es geht darum, auch weiterhin Situationen und Orte zu sichern, wo die lebensgeschichtlichen Fragen mit Handlungsräumen verknüpft werden können.

Besteht nicht der Punkt der Verknüpfung zwischen privaten, lebensgeschichtlichen Fragen und politischen Fragen in dem Problem der Macht?

Frauen erleben sich momentan als sehr machtlos, z.B. wenn sie nach der Familienphase trotz qualifizierter Berufsausbildung nicht wieder in ihren Beruf zurück können, wenn sie alle Lebenspläne zurückstellen müssen, weil sie Angehörige pflegen müssen oder wenn sie sich ihrer eigenen,

meist unzureichenden Existenzsicherung im Alter bewusst werden, um nur einiges zu nennen.

Was bedeutet das für die Zukunft der Kirche? Wie muss Kirche sich unter solchen Bedingungen verhalten? Und welchen Beitrag kann Gemeindepädagogik dazu leisten?

Die Situation, in denen Menschen sind, muss schärfer wahrgenommen werden und darauf eingegangen werden. Ich habe den Eindruck, dass Frauen Einschränkungen, gravierende Einschnitte und Verzicht besser bewältigen können. Das ist ihre Stärke. Es ist ja wichtig, dass sie unbeschadet und erfüllt weiterleben können.

Du sagst: Mit den zunehmenden Erfahrungen der Ohnmacht in der Gesellschaft werden Frauen besser fertig. Kannst Du das an einem Beispiel erläutern.

Mir fällt eine Frau ein, die durch den Krieg ihre Schulausbildung abbrechen musste und sie auch nicht wieder aufnehmen konnte. Sie hat mit Tränen in den Augen gesagt: So war es, aber ich habe das Beste daraus gemacht. Das ist kein Einzelbeispiel. Oder in unserer Arbeit gibt es sehr viele arme alte Frauen, die sich nicht zurückziehen, sondern es schaffen, voll am Leben teilzunehmen. Ich bewundere die Kompetenz dieser Frauen, ihr Leben so zu bewältigen.

Was sind das für Kompetenzen?

Ich ahne, dass Frauen sich besser Realitäten stellen können und Verlust und Leid bewältigen.

Sind Frauen eher in der Lage, Leid wahrzunehmen und dem Ausdruck zu geben?

Ich weiß nicht, ob sie eher in der Lage sind, Leid wahrzunehmen. Ich denke, sie sind ihr Leben lang damit konfrontiert, wenn nicht immer unmittelbar selber so doch in ihrem Umfeld.

Männer sind auch mit Leid konfrontiert, aber sie schieben es wohl eher weg.

Ich glaube Frauen müssen sich eher darauf einlassen, weil sie auch die gesellschaftliche Zuschreibung dafür haben. Dadurch haben sie zwangsläufig soziale Kompetenzen erworben.

Nehmen die Frauen einfach stärker wahr, was mit ihrem Leib geschieht? Haben sie eine größere Leibverbundenheit?

Sicher, wir wissen, dass Frauen anderes mit Krankheiten und Alterungsprozessen umgehen. Sie können auch durch die gesellschaftlichen Zuschreibungen ihrem Körper nicht ausweichen.

Kann das Potential der Frauen, von dem Du sprachst, nicht wegweisend sein für die Kirche der Zukunft?

Wenn das wahrgenommen würde, ja. Aber ich bin skeptisch, denn es müsste dann zu einer Umwertung in unserer Gesellschaft kommen.

Wie kann man denn das Verarbeiten von Erfahrungen sinnvoll mit Aktionen verbinden?

Die Frauen zeigen es uns, indem sie sich zusammentun, um aus der gemeinsamen Erfahrung heraus, die ja keine individuelle, sondern eine strukturelle ist, etwas zu erreichen. Gruppen sind am ehesten in der Lage durch die Verarbeitung von Erfahrungen in wechselseitiger Stärkung wieder Kraft und Perspektiven zu gewinnen.

DIE BEDEUTUNG VON SPIRITUALITÄT UND THEOLOGIE

Welche Bedeutung könnte denn Spiritualität in diesem Zusammenhang haben?

Daraus schöpfen viele Frauen ihre Kraft. In unserer Arbeit ist es der rote Faden, der uns bei allen Veranstaltungen begleitet.

Wir ermutigen Frauen darin, stärkende Elemente ihres Alltags ernst zu nehmen. Als Beispiel: Wenn Männer sich zum

Thema Stille äußern, bedarf es ihrer Meinung nach eines Rahmens: Ein Ort, eine gewisse Zeit, ein bestimmter Rhythmus usw. Wenn hingegen Frauen von ihren Erfahrungen sprechen dann sagen sie: Beim Bügeln, wo ich meine Ruhe habe oder beim Spaziergang in der Natur erlebe ich Spiritualität. Frauen integrieren ihre religiösen Erfahrungen in den Alltag, sie rechnen mit dem Wirken und der Kraft des Geistes in ihrem Alltag. In unserer Arbeit ist notwendig, diese Erfahrungen der Frauen zum Thema zu machen, ihnen Raum zu geben, sie in einen größeren Zusammenhang zu stellen und sie positiv zu bewerten.

Generell versuchen wir in unserer Arbeit, mit welchem Thema wir auch gemeinsam beschäftigt sind, den spirituellen Bezug herzustellen. Symbolhandlung, Tanz, Atmen, Berührung helfen, den religiösen Erfahrungen und Bedürfnissen von Frauen einen eigenen Ausdruck zu geben. Denn Frauen leben ihre Spiritualität ganzheitlich. Das erschließt auch kirchenfernen Frauen neue Zugänge zu ihrer verschütteten geglaubten Spiritualität.

Es ist für Euch sehr wichtig, gemeinsamen Erfahrungen symbolischen Ausdruck zu verleihen?

Ja, sehr wichtig. Dies gelingt besonders gut, wenn wir am Ende eines Seminars, einen gemeinsamen Gottesdienst feiern, in dem gemachte Erfahrungen und erarbeitete Ergebnisse gebündelt und miteinander geteilt werden. Bei diesen Gottesdiensten sind alle Teilnehmerinnen mit ihren Kompetenzen beteiligt: Liturgischer Rahmen, Lieder, Gebete, biblische Texte werden z.B. in Gruppen erarbeitet, während wir, das Team uns Elemente überlegen, um entweder die wesentlichen Erfahrungen des Seminars zu teilen oder um der Vergewisserung Ausdruck zu verleihen oder um den befreienden Aufbruch in den Alltag in den Blick zu nehmen. Ein stärkender Segen, ein Tanz sind ebenfalls Elemente, die Erfahrungen verdichten und die Vorstellungen von Leben in Fülle und Reich Gottes ein Stück erspüren und erfahren lassen.

Welche Rolle spielt überhaupt die Theologie in der Arbeit?

Die Feministische Befreiungstheologie ist der Wurzelgrund unserer Arbeit. Forschungsergebnisse und Methoden der Feministischen Theologie fließen bei uns ein. Vor allem die Hermeneutik des Verdachts hilft uns die unheilvolle Wirkungsgeschichte von biblischen Texten für Frauen zu sehen, die ja immer noch vorhanden ist. Es geht um den kritischen Umgang mit männlich geprägten Gottesbildern hin zu einem ganzheitlichen Gottesverständnis. Dies fordert neben der gewohnten Sprache die Suche nach neuen, eröffnenden Sprachbildern und Ausdrucksformen.

In der Praxis hat die Beschäftigung mit biblischen Texten und Frauen der Bibel eine identitätsstiftende Funktion, die Frauen aufrichtet, sie ermutigt und ihnen Hoffnung gibt, aber auch in kritische Distanz treten lässt z.B. zum Bild der Frau in unseren Kirchen und den vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen.

2. KOMMENTAR ZU DEN INTERVIEWS

Die wesentlichen Aussagen der Interviews versuche ich in fünf Punkten zusammenzufassen:

1. Es geht aus gemeindepädagogischer Sicht um die Verbesserung der Position der Ehrenamtlichen und der Laien¹ und der Förderung ihrer Subjektwerdung.
2. Es geht aus gemeindepädagogischer Sicht um die Änderung von kirchlichen (und wenn möglich auch gesellschaftlichen) Strukturen, wo sie der Stärkung des Laienelements und lebensfördernden Prozessen im Wege stehen.
3. Es geht aus gemeindepädagogischer Sicht darum, Kirche nach außen zu öffnen und vorwiegend binnenkirchliches Denken und Verhalten zu überwinden.
4. Es geht aus gemeindepädagogischer Sicht darum, innerhalb der Kirche/Gemeinde Menschen ins Gespräch zu bringen, Orte, Gruppen und Aktivitäten zu vernetzen und Teamarbeit zu fördern.
5. Es geht aus gemeindepädagogischer Sicht um die Verknüpfung von Glaubens- und Lebensfragen und Förde-

¹ In den Interviews ist nur von Ehrenamtlichen die Rede. Aber es gibt auch Gemeindeglieder, die nicht ehrenamtlich tätig sind. Auch mit ihnen haben es Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen zu tun. Auch sie sollen ohne Zweifel gefördert, unterstützt, gestärkt werden, zumal sie potentielle Ehrenamtliche sind. Die drei Interviewpartnerinnen vermeiden aber den Begriff *Laien*, weil darin ihrer Meinung nach eine Abwertung steckt. Darüber gab es auf dem gemeindepädagogischen Forum eine lebhafte Diskussion. M.E. kann man aber den Begriff gerade dann sinnvoll verwenden, wenn man ihn als Kampfbegriff gegen Expertokratie und Klerikalismus verwendet. Es geht gerade darum, den sog. Experten und den klerikal Gesinnten nicht das Feld zu überlassen. Der Gegenbegriff zu ‚Experte‘ und ‚Kleriker‘ ist aber der des Laien. Diesen Gegenbegriff gilt es, positiv zu besetzen.

rung der theologischen Sprachfähigkeit von Gemeindegliedern.

2.1 Förderung der Ehrenamtlichen

„Gemeindepädagogen sind Advokaten der Ehrenamtlichen“. Dieser Satz von *CHRIST* charakterisiert auch die Arbeit der beiden andern Interviewpartnerinnen. Ehrenamtliche (Laien) stehen im Zentrum gemeindepädagogischer Überlegungen und gemeindepädagogischer Praxis. Es geht darum, Ehrenamtliche zu unterstützen, zu stärken, zu beraten, zu begleiten (*DREVENSEK*); es geht um deren Mündigkeit und Befähigung zur Übernahme von Verantwortung (*DEUL*). Ziel ist es, dass sie theologisch sprachfähiger werden (*CHRIST*).

Die Frage, was in dieser Hinsicht erreicht wurde, wird von allen einerseits positiv beantwortet: Menschen wurden befähigt, selbst das Wort zu ergreifen, die Eigenaktivität hat bei vielen deutlich zugenommen. Sie greifen Dinge auf, die für sie wichtig sind, sie fragen nach und geben Anregung (*DEUL*). Die Frauen in der Ev. Frauenhilfe haben sehr stark an Selbstbewusstsein gewonnen; sie stärken sich auch untereinander (*DREVENSEK*). Die Ehrenamtlichen bringen sich mehr und mehr ein in den Gottesdienst (*CHRIST*). Andererseits aber kommen diese Lernprozesse an eine Grenze. Denn der Veränderung des Bewusstseins bei Menschen, mit denen es die Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen zu tun haben, stehen relativ unveränderte Strukturen in Kirche und Gemeinde gegenüber, die das Erreichte wieder zunichte zu machen drohen. Davon soll im nächsten Punkt die Rede sein.

Dass es zu den Hauptaufgaben gemeindepädagogischer Arbeit gehört, Ehrenamtliche (Laien) fortzubilden, zu begleiten, zu stützen, sie in ihrem Selbstbewusstsein und in ihrer Position zu stärken, ist einhellige Meinung aller drei. Dennoch gibt es unterschiedliche Akzentsetzungen. Man gewinnt den Eindruck, dass bei *DEUL* und *DREVENSEK* die Eh-

renamtlichen stärker in der konzeptionellen Arbeit eingebunden sind als bei *CHRIST*. Gewiss werden diese auch in der Gemeinde, in der *CHRIST* arbeitet, nicht daran gehindert, eigenständige Initiative zu entwickeln; und die Initialzündung zur Zusammenarbeit zwischen Gemeinde und Psychiatrie ging ja auch von Laien (nämlich vom Kirchenvorstand) aus. Aber der konzeptionelle Rahmen dazu wurde doch in erster Linie von den Hauptamtlichen ausgearbeitet und wird von ihnen vorgegeben. Bei ihnen laufen auch die organisatorischen Fäden zusammen. Mit bestimmten Fragen werden die Ehrenamtlichen nicht konfrontiert und mit Detailregelungen müssen sie sich nicht befassen: „Sachen mit der Station zu regeln oder noch mal Rücksprache zu halten, ist z.B. mein Job“. Das schließt nicht aus, sondern ein, dass Ehrenamtliche stark beteiligt sind. Ja, sie sind sogar „die Stütze der Arbeit“. Aber es geht dabei doch vor allem um Unterstützung der Arbeit der Hauptamtlichen. In dem vorgegebenen Rahmen sind freilich auch Initiativen und Selbständigkeit der Ehrenamtlichen gefragt.

Dass diese Arbeit so angelegt ist, hängt vermutlich in erster Linie mit dem Arbeitsfeld zusammen. In der Arbeit mit psychisch Kranken kommt man wohl ohne professionelle Vorgaben nicht aus. Es ist wahrscheinlich unabdingbar, dass die Hauptamtlichen das Heft in der Hand behalten. Anders ist *CHRIST* nämlich bei der Bildung einer neuen Jugendgruppe vorgegangen (dazu s.u.). Das spricht dafür, dass das Arbeitsfeld das ausschlaggebende Moment ist.

DEUL jedenfalls gibt Ehrenamtlichen einen größeren Spielraum, insbesondere aber *DREVENSEK*. Bei ihr könnte man den Satz: „die Ehrenamtlichen sind ‘die Stütze der Arbeit’ (der Hauptamtlichen)“ umdrehen: Die Hauptamtlichen sind die Stütze der Arbeit – nämlich der Arbeit der Ehrenamtlichen. Sie arbeiten den Ehrenamtlichen zu. „Wir sind primär für die ehrenamtliche Frauengruppenleiterinnen zuständig, um sie in ihren eigenen Anliegen zu unterstützen, sie inhalt-

lich und methodisch fortzubilden... Ziel ist es, Frauen zu stärken in dem, was sie tun.“

Bei *DEUL* ist diese Umkehrung der Perspektive zwar nicht so eindeutig, aber tendenziell auch vorhanden. Der Kirchenvorstand als oberstes Gremium der Gemeinde nimmt nicht nur „sein Recht zur Mitsprache wahr“ (in der Arbeit der Gemeindepädagoginnen), er verantwortet letztlich die Konzeption der Gemeindegliederarbeit, der Konfirmandenarbeit, der Familienarbeit usw.. Die Gemeindepädagoginnen unterstützen das, indem sie ihre eigene Konzeption darlegen, die Arbeit transparent und damit einem Diskurs zugänglich machen.

Aber auch für die Betroffenen in der konkreten Arbeit von *DEUL* ist Raum für Eigeninitiative und konzeptionelle Anstöße nicht nur möglich, sondern auch vorgesehen. In der Familienarbeit gehen viele Initiativen von den Gemeindegliedern aus, es kommen Anregungen von ihnen. Eltern werden nicht nur an der Konfirmandenarbeit beteiligt. Die Form des Konfirmationssegens wurde gemeinsam mit ihnen und den Konfirmandinnen und Konfirmanden (und dem damaligen Pfarrer) erarbeitet. Daher wird auch die Änderung, die der neue Pfarrer erzwingen wollte, nicht so sehr als Angriff auf die eigene Konzeption und Kompetenz, sondern vor allem auf die Mündigkeit und Verantwortung der Gemeindeglieder gesehen.

Indem bei *DREVENSEK* der Feminismus ins Spiel kommt, wird die Parteilichkeit, die der Satz von *CHRIST*, „Gemeindepädagogen sind Advokaten der Ehrenamtlichen“, zum Ausdruck bringt, auf eine bestimmte Zielgruppe hin (in diesem Fall die Frauen) konkretisiert. Gleichzeitig wird betont, dass es sich hier nicht nur um ein kirchliches, sondern um ein gesellschaftliches Machtproblem handelt, das allerdings in der Kirche seine spezifische Ausprägung erhalten hat.

Das Hauptproblem sieht *DREVENSEK* darin, dass Frauen in der Kirche nicht nur funktionalisiert werden, sondern sich auch funktionalisieren lassen, also ihr Abhängigkeitsver-

hältnis internalisiert haben.² Um dies aufzubrechen, muss vor allem bei den Stärken der Frauen angesetzt werden: „Wir ermutigen die Frauen, stärkende Elemente ihres Alltags ernst zu nehmen.“ Diesen Satz hat *DREVENSEK* formuliert im Zusammenhang mit der spirituellen Dimension ihrer Arbeit. Die stärkende und ermutigende Dimension von Spiritualität kommt also ganz stark in den Blick (dazu s. auch 2.5). Die Wertschätzung, die die Frauen erfahren, hat sich auch ausgewirkt: „Insgesamt haben die Frauen sehr stark an Selbstbewusstsein gewonnen...“

Gleichzeitig geht es um eine begrenzte Konfliktstrategie: Neues Selbstbewusstsein befähigt Frauen, sich gewohnten Rollenerwartungen zu entziehen, um u.U. Lernprozesse bei dem Gegenüber auszulösen und strukturelle Änderungen in die Wege zu leiten (dazu s. auch 2.2).

Damit klingt ein weiteres Grundprinzip der Arbeit von *DREVENSEK* an: „Es geht darum, auch weiterhin Situationen und Orte zu sichern, wo die lebensgeschichtlichen Fragen mit Handlungsräumen verknüpft werden können.“ Es geht also nicht nur um neue Erkenntnisse, es geht aber auch nicht nur um Verarbeiten von Erfahrungen, sondern – dies beides aufnehmend und weiterführend – um gemeinsam entwickelte neue Praxis.

Den Ehrenamtlichen Wertschätzung entgegenzubringen, ist auch ein Grundanliegen von *CHRIST*. Ihnen soll das Gefühl vermittelt werden, „dass sie mit ihren Fähigkeiten willkommen sind und nicht verheizt werden.“ Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass Christ mehrfach und an verschiedenen Stellen betont, wie wichtig es ist, Zeit zu haben. Es geht nicht nur um den Aspekt der Kommunikation, sondern auch darum, dass Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen „Zeit haben und sich Zeit nehmen für Ehrenamtliche“. Das ist ihm offenbar die wichtigste Form,

² Psychologisch wird das oft gedeutet als „Identifikation mit dem Aggressor“.

Wertschätzung zum Ausdruck zu bringen. Außerdem kommt es auf diese Weise zu fundierten Konzeptionen, wie *CHRIST* am Beispiel der Entstehung einer Jugendgruppe verdeutlicht: „Da haben wir uns sehr oft getroffen und gemeinsam Konzepte und Ideen entwickelt. Es hat lange gebraucht, bis das ‚in die Gänge kam‘. Aber es hat sich gelohnt.“ Vieles braucht Zeit, um zu reifen. Außerdem ist, Zeit zu haben, deswegen wichtig, weil es nur dadurch möglich ist, Prozesse in ihrem Ablauf und kleinste Anzeichen von Veränderungen wahrzunehmen. Denn „beobachten und registrieren“ ist Aufgabe der Hauptamtlichen.

Man wird es wohl als einen für Gemeindepädagogik charakteristischen Zug ansehen dürfen, auf einen sorgsamsten Umgang mit Menschen zu achten und dabei sorgfältig zu beobachten, was in Gruppen vor sich geht, um situativ darauf reagieren zu können, um erkennen zu können, was gerade ‚dran‘ ist. Es ist bemerkenswert, dass bei allen drei Interviewten, insbesondere aber bei *DEUL*, Anzeichen dafür zu finden sind, dass diese gemeindepädagogische Kompetenz zum Teil auch in den Gruppen vorhanden ist, mit denen sie jeweils zusammenarbeiten.³

So arbeitet der Kirchenvorstand der Gemeinde, in der *DEUL* tätig ist, in starkem Maße konzeptionell und versucht, sich auf immer neue Situationen einzustellen. Der Kirchenvor-

³ Es mag offen bleiben, inwieweit diese Kompetenz bereits von vorneherein vorhanden war und inwieweit sie durch die von den Gemeindepädagoginnen bzw. dem Gemeindepädagogen initiierten Lernprozesse entstanden ist. Auf jeden Fall wurde sie durch diese gefördert.

Gmeindepädagogik ist ja in erster Linie eine Dimension gemeindlichen Lebens und gemeindlicher Praxis, erst in zweiter Linie ein Berufstheorie. Von daher versteht es sich von selbst, dass sie eine Angelegenheit aller Gemeindeglieder ist. Allerdings achten Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen in besonderer Weise auf diese Dimension, und sie haben ein Interesse daran, dass sie in der Gemeinde zum Zuge kommt.

stand ist in dem Prozess drin, „sich permanent zu fragen: was ist in unsrer Gemeinde notwendig, was beobachten, was sehen wir...“ Er nimmt sich dafür auch Zeit. Für einen Themenschwerpunkt wird mindestens eine Dreiviertelstunde reserviert. Außerdem gibt es wechselnde Vorbereitungsteams, die die Tagesordnung vorbereiten und durchführen.

Er ist auch in der Lage, die gemeindepädagogische Sichtweise der Gemeindepädagoginnen zu rezipieren und argumentativ gegen andere Tendenzen (in diesem Fall des neuen Pfarrers) zu verteidigen. Teilweise ähnliche Feststellungen wie für den Kirchenvorstand in Ober-Roden sind für den Kirchenvorstand der Gemeinde *CHRISTS* in Heppenheim zu treffen. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist die Errichtung einer Gemeindepädagogenstelle mit der Zielrichtung einer Verbindung von Gemeinde und Psychiatrie.

Auf die konzeptionellen Impulse, die in der Gemeinde *DEULS* von den Betroffenen in der Familienarbeit und von den Eltern in der Konfirmandenarbeit ausgehen, wurde schon hingewiesen. Interessant ist in diesem Zusammenhang ihre Bemerkung im Anschluss an die Schilderung des Falls der jungen Mutter, die zwei Kinder hat, durch einen Unfall behindert ist und vor der Geburt von Zwillingen steht. Das um diese Notsituation herum sich bildende Netzwerk von Verantwortung kommentiert sie so: Nicht nur die betroffene Frau, sondern auch die Helferguppe nimmt die Gemeinde als Auffangnetz wahr. „ Sie wissen: das würde nicht funktionieren, wenn sie nicht in dieser Gemeindekonstellation irgendwie eine Anbindung hätten. ‚Normalerweise‘ würden sie das nicht machen.“

Bei *DREVENSEK* spricht der basisdemokratische Aufbau der Frauenhilfe für sich. Die Rolle, die sie und die anderen Propsteibeauftragten wahrnehmen, Stütze der ehrenamtlichen Arbeit zu sein (s.o.), dient der Pflege und Förderung dieser demokratischen Kultur. Wenn es vorkommt, dass Frauen sich bestimmten Rollenerwartungen verweigern und

damit Konflikte, im günstigsten Fall positive Lernprozesse in Gang setzen, so haben sie sicher auch ein Vorbild in den Propsteibeauftragten, die sich ebenfalls bestimmten Rollenerwartungen, die u.U. von den Gruppen ausgehen, verweigern: Sie nehmen nicht die Rolle der ‚Oberaufseherin‘ wahr und werden bei Konflikten in Gemeinden nicht von sich aus tätig, sondern nur auf Wunsch der Dekanatsvertreterinnen. Wie viel gemeindepädagogische Sichtweise eine der Betroffenen aufgenommen hat, bezeugt das Statement von Susanne Paechnatz ausdrücklich (s.o.) .

2.2 Änderung kirchlicher Strukturen

Nicht so erfolgreich wie bei dem Ingangsetzen von Lernprozessen bei Menschen und Gruppen waren die Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen bei Veränderungen von kirchlichen Strukturen. „Bei den Gemeindegliedern haben wir eine Menge hingekriegt, aber die gesamtkirchliche Struktur steht dem entgegen“ (DEUL). Veränderungen im kleinen drohen also angesichts des gesamtkirchlichen Rahmens, der schwerer veränderbar ist, wieder verloren zu gehen. Immerhin wurde auch in struktureller Hinsicht einiges erreicht. Die beiden in einer Ortsgemeinde Tätigen, CHRIST und DEUL, sind ganz selbstverständlich im Kirchenvorstand in beratender Funktion anwesend, obwohl das keineswegs in der Kirchenordnung automatisch vorgesehen ist. Dieser Sachverhalt soll hier gar nicht unter dem berufspolitischen Aspekt betrachtet werden (obwohl auch der wichtig ist). Es geht vielmehr darum, dass der gemeindepädagogische Aspekt in den Entscheidungsgremien der Gemeinde, der Kirche vertreten ist. Das hat offenbar auch der Kirchenvorstand in Ober-Roden so gesehen, indem er gegen den neuen Pfarrer, der die Gemeindepädagoginnen aus diesem Gremium entfernen wollte, darauf bestand: „Wir brauchen die, die müssen drin sein.“

Wie man an diesen Gemeinden sieht, sind nicht nur Änderungen des Bewusstseins, sondern bis zu gewissem Grad auch strukturelle Änderungen möglich. Ehrenamtliche und

Hauptamtliche (einschließlich Pfarrer) waren und sind solchen Prozessen durchaus aufgeschlossen. Allerdings ist der Spielraum der einzelnen Gemeinde begrenzt. Was dort erreicht wurde, kann relativ leicht wieder rückgängig gemacht werden, solange die gesamtkirchlichen Ordnungen und Strukturen unverändert bleiben. Das Beispiel des neu in die Gemeinde von DEUL gekommenen Pfarrers zeigt es. Es zeigt freilich auch, dass der Kirchenvorstand durchaus in der Lage war, dem zu widerstehen.

Im Blick auf diese Problematik ist die Veränderung der Anstellungsebene der Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen, wie sie in der Kirche in Hessen und Nassau geplant und an einigen Stellen schon in Angriff genommen sind⁴, wie CHRIST betont, durchaus ein Fortschritt. Diese Änderung besagt, dass Arbeitgeber der Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen in Zukunft nicht mehr eine Ortsgemeinde, sondern ein Dekanat, also die mittlere Ebene, sein soll.⁵

Zwischen Strukturen und Bewusstsein bzw. Verhalten von Menschen besteht eine Wechselwirkung: Strukturen fördern oder verhindern Einstellungen von Menschen. Umgekehrt werden Strukturen durch bestimmte Bewusstseinslagen gestützt oder ausgehöhlt. Die von DREVENSEK ausdrücklich und von DEUL indirekt angesprochene ‚Pfarrerzentriertheit‘ unserer Kirche, ist daher ein komplexes Phänomen, das viele Gesichter hat. Pfarrerzentriertheit kann sich darin äußern, dass ein Pfarrer aufgrund bestimmter kirchlicher Traditionen, die dann theologisch gerechtfertigt werden – und daher mit großer Selbstverständlichkeit – Macht und Entscheidungskompetenz für sich beansprucht. Dies zeigt das Beispiel, das DEUL beschreibt. Pfarrerzentriertheit liegt aber

⁴ Andere Landeskirchen sind da weiter. In Baden z.B. wurden Gemeindediakone und Gemeindediakoninnen, wie sie dort heißen, von Anfang auf gesamtkirchlicher Ebene angestellt.

⁵ Dazu s.u. meinen Aufsatz in diesem Buch, S. 159ff.

auch vor, wenn „Frauen sich in Anwesenheit von Pfarrern und Pfarrerinnen anders verhalten und befangen sind“ (DREVENSEK). Hier besteht sie in den Köpfen von Menschen – oft sogar gegen den Willen der betroffenen Pfarrer und Pfarrerinnen. Viele wollen das „gar nicht, sind sich aber der Problematik nicht in ausreichendem Maße bewusst, um dem entgegenzuwirken.“ Pfarrer und Pfarrerinnen (und andere!) können also das mit ‚Pfarrerzentriertheit‘ bezeichnete Phänomen bewusst wahrnehmen und sich dazu engagiert (befürwortend oder ablehnend) verhalten oder sie nehmen es als selbstverständlich hin und sind sich gar nicht bewusst, welche Rolle sie und andere spielen. „Was von der Pfarrerin oder dem Pfarrer nicht befürwortet wird, hat kaum eine Chance, in der Gemeinde verwirklicht zu werden.“ (DREVENSEK) Viele Pfarrer und Pfarrerin mögen sich dessen gar nicht bewusst sein.

Pfarrerzentriertheit ist keineswegs allein oder auch nur in erster Linie eine Angelegenheit einer Berufsgruppe. Mit einem Appell an Pfarrer und Pfarrerinnen, sich zu ändern, ist es also nicht getan, zumal viele von ihnen selbst darunter leiden. In diesem Phänomen verdichtet sich nur ein bestimmtes Bild, das Kirche von sich selbst hat. Der in der Kirche fest verankerte Beruf des Pfarrers und der Pfarrerin eignet sich gut als Projektionsfläche für bestimmte Vorstellungen und Wünsche. Danach verkörpert der Pfarrer oder die Pfarrerin ein Bild von Kirche, die

- um einen Mittelpunkt zentriert ist, um den sich Menschen scharen, wobei aus der Nähe oder Ferne zu diesem Mittelpunkt sich mehr oder weniger starke hierarchische Abstufungen herleiten, die die Mündigkeit von Gemeindegliedern hemmen oder verhindern,
- binnenkirchlich ausgerichtet ist und die Institution Kirche und nicht die Außenperspektive der der Kirche Fernstehenden zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen macht (dazu s. den folgenden Punkt),

- wo Einheit und nicht Vielfalt von Theologie und gelebter Frömmigkeit vorherrschen (sollen).

Pfarrerzentriertheit ist also für viele ein Symbol der Sicherheit und Orientierung in einer unsicheren Zeit. Das gilt es zunächst einmal zu verstehen, bevor man behutsam Veränderungen ins Auge fassen kann. Diese allerdings sind unausweichlich, wenn man an die Kirche der Zukunft in einer ständig sich wandelnden Gesellschaft denkt. „Ich glaube, für die Kirche der Zukunft kommt es viel auf Offenheit an. Wir haben als Kirche nicht mehr die Aufgabe, eindeutige Verhaltensmaßregeln zu setzen, sondern darüber *im Gespräch zu sein...* Die Kirche muss da eine Offenheit behalten, die unterschiedlichen Standpunkte und Einsichten zu diskutieren und zu vermitteln.“ (DEUL) Dies darf übrigens nicht verwechselt werden mit Beliebigkeit. Die notwendige Profilierung einer Gemeinde steht keineswegs notwendigerweise in Widerspruch dazu, sich gegenüber Neuem zu öffnen.

Wie sehr es Gemeindepädagogik darum geht, die kirchlichen Strukturen den Lebenserefordernissen anzupassen und in Dienst der Förderung der Gemeindeglieder zu stellen, zeigt übrigens die Bemerkung von Christ, Gemeindepädagogen seien nicht mehr nötig, wenn andere auf solche Strukturen achten, wie es offenbar in seiner Gemeinde der Fall ist. Er geht allerdings davon aus, dass Gemeindepädagogen dies immer tun. Dies zeigt einerseits, dass Gemeindepädagogik eine gemeindliche Dimension ist, die in der Tat von allen wahrgenommen werden kann (dann braucht es keine eigene Berufsgruppe mehr); dass aber andererseits diese Dimension einen Anwalt (in Gestalt der Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen) braucht, um nicht übersehen zu werden. Denn im allgemeinen sind die Strukturen in der Gemeinde nicht so, dass sie nicht der Verbesserung bedürften.

2.3 Überwindung binnenkirchlichen Denkens

Auch aus theologischer Sicht ist vorwiegend binnenkirchliches Denken und Verhalten zu überwinden. Denn die Welt, nicht die Kirche ist der Bezugspunkt des Heilswillens Gottes in Jesus Christus. Die Kirche dient diesem Ziel, und in der Nachfolge Jesu steht sie unter dem von ihm proklamierten Lebensgesetz: „Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird es retten“ (Mk.8,35).

Das trifft sich mit pädagogischer Sichtweise, die Kirche vorwiegend unter dem Gesichtspunkt betrachtet, ob und wie sie Menschen in ihrer Menschwerdung und das soziale Zusammenleben fördert. Gemeindepädagogik ist daran interessiert, dass Kirche, Lebenswelt und Gesellschaft zwar zu unterscheidende, aber keine getrennten Bereiche sind, dass vielmehr die Zusammenhänge zwischen diesen Bereichen gesehen und Menschen allseitig und in allen ihren Bezügen gefördert werden.

In den drei Interviews kommen die gesellschaftlichen Zusammenhänge, in die Kirche und Gemeinde verflochten sind, deutlich in den Blick. In der Gemeinde in Heppenheim war das schon vor Beginn der Tätigkeit von *CHRIST* so. „Verbindung von Gemeinde und Psychiatrie“ ist ein Programm, das für sich spricht. *CHRIST* hat diese Tendenzen aufgenommen und verstärkt.

Auf die Frage, ob er die Entwicklungen vor Ort in besonderer Weise wahrnimmt, antwortet er: „Man weiß inzwischen, dass ich genauer hinschaue und bestimmte Sachen wahrnehme. Daher fragt man mich auch mehr, was ich wahrnehme.“ Entwicklungen im psychiatrischen Feld erfordern grundlegende Veränderungen auch in der gemeindlichen Arbeit. „Es hat sich ja.. in der Psychiatrie ganz viel getan, es hat Entwicklungen gegeben in Richtung ‚Gemeindepsychiatrie‘ – weg vom Großkrankenhaus. Da haben wir darauf reagiert als Gemeinde, als Begegnungsarbeit. Nur dadurch gibt es diese Arbeit noch. In dieser Hinsicht ist der Ge-

meindepädagoge ... wichtig, um wahrzunehmen, was sich verändert hat und sich verändert, und sich zu fragen, was in der Arbeit verändert werden muss.“ Dies gilt auch für die Arbeit mit Ehrenamtlichen, wo einschneidende Veränderungen der Motivationsstruktur eine Veränderung der Gesamtkonzeption gemeindlicher Arbeit erforderlich machen.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass in der Gemeinde von *DEUL* auch der Kirchenvorstand sich dieser Wahrnehmungs- und Gestaltungsaufgabe annimmt und damit gemeindepädagogisch denkt und handelt. In seiner Arbeit kommen immer neue Aspekte aus dem Alltag der Menschen dadurch in den Blick, dass es „wechselnde Vierer- oder Fünfergruppen“ gibt, „die jeweils eine Sitzung vorbereiten und die Tagesordnung und die Gesprächsleitung festlegen“. In den Gruppen, die *DEUL* selbst leitet, tauchen viele Leute auf, „die ansonsten mit Kirche gar nichts zu tun haben, sogar Leute, die ausgetreten sind.“ Dies hängt sicher mit der von ihr vertretenen Offenheit zusammen, ohne die sie keine Zukunft für die Kirche sieht (s.o.), ferner mit der Verknüpfung von Glaubensfragen und Lebenswelt der Menschen, die auch für die Konfirmandenarbeit zentral ist.

Für *DREVENSEK* und die Arbeit in der Frauenhilfe insgesamt geht der Weg der Selbstfindung über die Kenntnisnahme des Anderen, des Fremden. Das ist besonders an der Weltgebetstagsarbeit ablesbar. Frauen beschäftigen sich mit dem Ursprungsland der Liturgie und „werden dadurch kompetent in der Beurteilung der politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge und sensibel für die Bedingungen von Lebenswelten von Frauen. Der Blick auf andere Frauen schärft das Bewusstsein für die eigene Situation in gesellschaftlichen und kirchlichen Zusammenhängen.“ Durch die Weltgebetstagsarbeit ist auch eine selbstverständliche Ökumene vor Ort entstanden.

Für die Kirche der Zukunft ist es wichtig, „die Situationen, in denen Menschen sind“, schärfer wahrzunehmen und darauf einzugehen. Für die Arbeit in der Frauenhilfe ist dabei

der feministische Ansatz von großer Bedeutung. „Er schärft die Wahrnehmung für die Spannungsfelder, in denen Frauen ihr Leben gestalten müssen: zwischen individuellen Bedürfnissen und Interessen und den gesellschaftlichen und kirchlichen Zuschreibungen und Bedingungen.“

Die Betonung der Handlungsebene neben der kognitiven und emotionalen Ebene (s.o.) führt ebenfalls in die gesellschaftlichen Felder außerhalb der Kirche. Beispiel dafür ist die Bewegung „Unterwegs für das Leben“, die *DREVENSEK* beschreibt.

2.4 Vernetzung und Herstellung von Zusammenhängen

Die beiden Aspekte der *Herstellung von Zusammenhängen* (Öffnung der Gemeinde nach außen, Kooperation mit anderen einerseits, Vernetzung innerhalb der Gemeinde andererseits) gehören natürlich zusammen und bedingen und fördern sich gegenseitig.

Besonders wichtig für Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen ist die Teamarbeit aller Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Sie ist nicht nur wünschenswert, sie anzustreben, gehört zur gemeindepädagogischen Identität. „Wir haben Teamarbeit. Es ist ganz wichtig, dass miteinander geredet wird. Auf verschiedenen Ebenen werden Absprachen getroffen... Damit sind eigentlich alle miteinander vernetzt.“ (*CHRIST*, s.o.)

Es geht dabei um ein gleichberechtigtes Miteinander aller, was nicht ausschließt, dass professionelle Kompetenz von welcher Seite auch immer in entsprechenden Situationen Anerkennung und Gehör findet. Insbesondere geht es darum, dass alle möglichst den gleichen Informationsstand haben, um mitreden und mitentscheiden zu können. In einer pfarrerzentrierten Gemeinde laufen alle Fäden an einer Stelle, im Pfarramt, zusammen. Das ist noch nicht schlimm, solange Informationen weitergegeben werden und die Bündelung dieser Informationen nicht mit einer Kontroll- und

Entscheidungsbefugnis verbunden sind. Dies ist aber leider oft der Fall. Es erscheint daher aus gemeindepädagogischer Sicht besser, wenn ein Kommunikationsnetz aus vielen Knotenpunkten besteht, die untereinander verbunden sind, oder aber ein Informationszentrum für alle gleichermaßen zugänglich ist. Die Kirche braucht in Zukunft noch stärker als bisher solche Kommunikationsstrukturen. Denn die raschen gesellschaftlichen Veränderungen sind vielgestaltig und vielschichtig, so dass sie auch nur aus unterschiedlichen Perspektiven und nicht mehr zentral wahrgenommen und in ihrer Tragweite beurteilt werden können. Es bedarf gemeinsamer Anstrengungen, unterschiedlicher Kompetenzen, des Gesprächs untereinander, der Vergewisserung im Glauben und der gegenseitigen Stärkung, um gesellschaftlichen Veränderungen, neue Problemlagen und den damit verbundenen Wechselfällen des Lebens im Lichte des Evangeliums begegnen zu können.

Die Sehnsucht, von andern gesagt zu bekommen, wo es lang geht⁶, ist zwar angesichts einer Zeit der Verunsicherungen verständlich, aber damit können die Gemeinden nicht angemessen auf die Probleme unserer Zeit reagieren. Mögen auch nicht wenige Menschen nach Eindeutigkeit und einer klar vorgegebenen Linie verlangen, so sieht das die Mehrzahl der Menschen nicht als Hilfe, sondern als Bevormundung – ganz zu schweigen davon, dass damit reformatorische und biblische Grundsätze verletzt werden. Das bringen auch die Interviews zum Ausdruck. „Ich glaube, für die Zukunft der Kirche kommt es viel auf Offenheit an. Wir haben als Kirche nicht mehr die Aufgabe, eindeutige Verhaltensmaßregeln zu setzen, sondern darüber im Gespräch zu sein. Das betrifft sowohl die persönlichen als auch die politischen Fragen.“ (*DEUL*) Hier wird die Kirche als ein

⁶ Das ‚Priestertum aller Gläubigen‘ ist ‚für viele in der Amtskirche heute ein größeres Problem als vor 15-20 Jahren... Heute ist mehr dran, dass der Hirte sagt, ‚wo es lang geht‘.‘ (*Deul*)

Gesprächsraum gesehen – gewiss im Gegenüber zum Evangelium, das aber wiederum von niemandem autoritativ fixiert werden kann, vielmehr alle zum Ringen um die Wahrheit einlädt.

Es geht aber nicht nur um gleichberechtigte Gesprächspartner, sondern auch um gleichberechtigte Partner, wenn es um Entscheidungsfindung und Gestaltungsaufgaben geht. *Transparenz* und *Partizipation* sind dabei für *DEUL* zwei grundlegende Prinzipien. An der Gestaltung des Konfirmationsgottesdienstes, insbesondere an der Ausformung des Konfirmationsrituals, werden in ihrer Gemeinde nicht nur der Kirchenvorstand, sondern auch die Konfirmandinnen und Konfirmanden und deren Eltern beteiligt. Es ist bezeichnend, dass eine Form gefunden wurde, die sowohl die Mündigkeit der beteiligten Personen zum Ausdruck bringt – „keiner muss sich niederknien, um etwas von oben zu empfangen“ – als auch die Gemeinschaft untereinander: „...wir geben uns die Hand und sehen uns an. Wir stehen im Segenskreis⁷, die Konfirmanden und Konfirmandinnen, jeweils eine Vertreterin/ein Vertreter der Eltern, der Paten und Patinnen, jemand aus dem Kirchenvorstand und die jeweilige Gruppenleitung. Wir sprechen gemeinsam einen Segenspruch, den wir auch gemeinsam vorher ausgesucht haben und halten uns dabei an der Hand.“ In dieser Handlung verdichtet sich auch symbolisch ein Gemeindebild, das von dem Gedanken des ‚Priestertums aller Gläubigen‘ geprägt ist.⁸ Es ist daher verständlich, dass eine andere Theo-

⁷ Im Kreis sieht jeder jeden, alle sind gleichberechtigt und miteinander verbunden.

⁸ Allerdings ist sie nicht nur Symbol für ein bestimmtes theologische Sichtweise von Christsein und Gemeinde (‚Priestertum aller Gläubigen‘), sondern auch *Symbol für gemeinsam gemachte Erfahrungen*: „Wir haben ein Jahr lang damit verbracht mit unseren drei Gruppenleiterinnen und haben uns gemeinsam vorbereitet auf die Konfirmation. Wenn wir als Gemeindeglieder die gleichen

logie, wie sie offensichtlich der neue Pfarrer vertritt, an diesem Punkt ansetzt: „Eine Konfirmation ist nur dann eine Konfirmation, wenn der Segen per Handauflegung *von einem Geistlichen* (!) gesprochen wird.“

Herstellen von Zusammenhängen, Knüpfen von Netzen, Überwindung von Grenzen gehört sicher zu den Kernaufgaben gemeindepädagogischer Arbeit. Das kann man ablesen an der bereits erwähnten Schilderung von *DEUL*: Schritt für Schritt wurde ein Auffangnetz geknüpft für die behinderte junge Mutter und ihre Familie. Das wird sichtbar in den Bemühungen *CHRISTS*, die Arbeitsfelder Gemeinde, Schule und Psychiatrie in ein Gesamtkonzept zu integrieren, ferner darin, Querverbindungen zwischen Gemeindegruppen zu schaffen. Die fünf in der Psychiatrie tätigen Gruppen „sind miteinander zum einen in der Mitarbeiterbesprechung der Ehrenamtlichen vernetzt, zum zweiten gibt es einen Begegnungsausschuss im Kirchenvorstand, in dem sich Personen aus verschiedenen Gruppen zusammenfinden.“ Bei *DREVENSEK* sind es die Zielgruppe der Arbeit, die Dekanatsvertreterinnen, zu deren Aufgaben „die Vernetzung der Frauenarbeit des Dekanats“ gehört.

Rechte haben, wie alle andern, warum soll jetzt einer, der das geistliche Amt hat, eine Sonderrolle spielen.“

Diesen Aspekt von Symbolen und Ritualen, dass sie Verdichtungen von Gruppenprozessen und -erfahrungen sind, zu betonen, scheint mir typisch zu sein für eine gemeindepädagogische Sichtweise. Das kommt auch besonders schön in den Ausführungen von Drevensek zum Ausdruck: Gemeinsamen Erfahrungen symbolischen Ausdruck zu verleihen, „gelingt besonders gut, wenn wir am Ende eines Seminars einen gemeinsamen Gottesdienst feiern, in dem gemachte Erfahrungen und erarbeitete Ergebnisse *gebündelt und miteinander geteilt werden*. Bei diesen Gottesdiensten sind alle Teilnehmerinnen mit ihren Kompetenzen beteiligt...“

2.5 Förderung theologischer Sprachfähigkeit

Betrachtet man die Interviews unter der Frage, wie in gemeindepädagogischer Praxis Theologie ins Spiel kommt, dann muss man vor allem zwei Gesichtspunkte hervorheben:

1. Es geht in gemeindepädagogischer Arbeit relativ selten nur um theologische Wissensvermittlung, vielmehr werden theologische Fragen vorwiegend im Kontext von Fragen des Alltags und der Lebensgeschichte von Menschen erörtert.
2. Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen haben ein Interesse daran, die *theologische Kompetenz* von Menschen im Blick auf ein selbstverantwortetes Christsein und im Blick auf Gesprächs- und Argumentationsfähigkeit im Raum der Kirche und mit Nichtchristen zu stärken.

Der erste Gesichtspunkt kommt in der Antwort von *DEUL* in den Blick, wenn sie auf die Frage nach dem spezifischen Beitrag der Gemeindepädagoginnen zu einem klassischen Feld der Vermittlung theologischer Lehre, dem Konfirmandenunterricht, sagt: „Ich glaube, dass wir eine andere *Verknüpfung von Glaubensfragen und Lebenswelt der Jugendlichen* hinkriegen. Bei den dogmatischen Fragen, die in der Konfirmandenarbeit natürlich wichtig sind, fragen wir uns immer: Was hat das mit den Jugendlichen selbst zu tun. Das setzt sich auch in der Elternarbeit fort.“ Auf die Frage, inwiefern biblische Gedanken Deutekraft in der Biographie der Menschen entfalten, antwortet sie: „Es kommt vor, dass Leute nach einem Familiengottesdienst, wo die Geschichte von Abraham und Sara oder die Geschichte von Maria und Martha oder der verlorene Sohn u.a. dran war, zu mir kommen und sagen: Das war bei mir ganz ähnlich. *Wo die Übertragung auf die eigene Situation geschieht, passieren auch Antworten.*“ Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen fragen also nicht nur nach dem Gehalt theologischer Aussagen, sie fragen auch nach deren Wirkung und Bedeutung im Leben der Menschen.

Die Erfahrungen der Menschen spielen dabei eine besondere Rolle. Fulbert Steffensky erzählt in seinem Buch „Feier des Lebens“⁹ folgende Begebenheit: „Ich habe einmal an der Beerdigung eines jungen Mannes von etwa zwanzig Jahren teilgenommen. Die Mutter schrie am Grab und war wie von Sinnen. Sie konnte keinen Zusammenhang mehr herstellen. Der Pfarrer, der den Mann beerdigt hatte, sagte nachher: ‚Wer wirklich glaubt, der weint nicht. Die Mutter müsste wissen, dass ihr Kind bei Gott ist!‘.“ Steffensky kommentiert diese Begebenheit so: „Dies war die beamtete Deutung, die Entfremdung der Menschen von ihren Schmerzen, weil in der raschen und handhabbaren Deutung die Situation erschlagen wurde. In dieser Art von Sinngebung wird die reale Erfahrung verschüttet, dem Menschen damit Erkenntnis und Freiheit genommen. Das Subjekt soll sich dann nur noch von außen erfahren: als von der Hand Gottes geschoben. Die Innenerfahrung – der Schmerz, die Verzweiflung, die Leere – gilt nicht oder nur beiläufig. Jede Deutung, sofern sie die Freiheit des Menschen nicht verletzen soll, *muß dem Leben und der Realität abgerungene Deutung sein.* Sie kann also nicht am Anfang einer Situation stehen. ... Ich muß wissen, was ich tue, wenn ich spreche, daß ich ‚in Gottes Hand‘ bin. Ich muß wissen, welchen Realitäten ich ins Gesicht schlage, wenn ich einen solchen Satz sage.“¹⁰

Diese Geschichte scheint mir in ihrem Umgang mit Theologie ein Gegenbild zu gemeindepädagogischem Umgang mit Theologie zu sein. Steffenskys Kommentar ist geprägt von einer sorgenden, also seelsorgerlichen Haltung, gibt aber auch präzise wieder, worum es Gemeindepädagogik geht. Theologische Wahrheiten sollen in Verarbeitung von Erfahrungen wirksam werden und darin ihre erhellende und heilende Kraft entfalten. Sie helfen, gleichermaßen einen

⁹ Stuttgart 1984, S. 55f.

¹⁰ Hervorhebung von mir

Prozess der Bewältigung von Lebensfragen wie des Ringens um die Wahrheit in Gang zu setzen, wobei diese beiden Prozesse sich gegenseitig befragen und durchdringen. Man darf vielleicht annehmen, dass damit *CHRISTS* praktisch-theologisches Verständnis beschrieben wird, wenn er sagt, dass bei ihm Theologie im Einzelgespräch, in der Seelsorge oft vorkommen. Aber diese Sätze kennzeichnen auch Situationen, die spezifischer gemeindepädagogisch sind: Wenn *DREVENSEK* davon spricht, dass die Frauen in ihren Seminaren am Ende gemeinsamen Erfahrungen in einem Gottesdienst symbolischen Ausdruck verleihen wollen, so ist der heilige Geist dann am Werke, wenn diese Symbole gleichermaßen die Betroffenheit, Stärkung, Tröstung usw. von Menschen in ihrer jeweiligen Situation wie einen Aspekt der Wahrheit des Evangeliums zum Ausdruck bringen.¹¹

Theologie ist hier nicht ein abgegrenzter Lerngegenstand, sondern eine Dimension des Lebens. „Generell versuchen wir in unsrer Arbeit, mit welchem Thema wir auch gemeinsam beschäftigt sind, den spirituellen Bezug herzustellen. Symbolhandlung, Tanz, Atmen, Berührung helfen den religiösen Erfahrungen und Bedürfnissen von Frauen einen eigenen Ausdruck zu geben.“ (*DREVENSEK*)

Der zweite Gesichtspunkt hängt eng mit dem ersten zusammen. Es geht zunächst einmal darum, theologische Laien¹² in ihren theologischen Bemühungen ernst zu nehmen

¹¹ Vgl. dazu Anmerkung 8

¹² In diesem Fall rede ich bewusst von ‚Laien‘, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass sie *als solche* (und nicht erst nach einem Nachhilfekurs in Sachen Theologie) das Recht haben, sich theologisch zu äußern. *Sie müssen sich nicht ihrer theologischen Unkenntnisse schämen*. Sich reflektiert über seinen Glauben zu äußern – und das ist Theologie – ist etwas so Elementares, dass es einer Menschenrechtsverletzung gleichkommt, Menschen in theologische Sprachlosigkeit zu verbannen, indem man alle ihre Äußerungen mit wissenschaftlichen, fachtheologischen Maßstäben er-

und sie nicht gleich mit der fachtheologischen Meßlatte zu beurteilen und damit im Gespräch abzuwürgen. Nur so entwickelt sich eine eigene Spiritualität. „Daraus schöpfen viele Frauen ihre Kraft. In unsrer Arbeit ist es der rote Faden, der uns bei allen Veranstaltungen begleitet.

Wir *ermutigen* Frauen darin, stärkende Elemente ihres Alltags ernst zu nehmen... Frauen integrieren ihre religiösen Erfahrungen in den Alltag, sie rechnen mit dem Wirken des Geistes in ihrem Alltag. In unsrer Arbeit ist es notwendig, *diese Erfahrungen der Frauen zum Thema zu machen, ihnen Raum zu geben, sie in einen größeren Zusammenhang zu stellen und sie positiv zu bewerten.*“ (*DREVENSEK*) Auch bei Christ werden Menschen ermutigt, ihrem eigenen Glauben Ausdruck zu verleihen. Bei einem gemeinsam mit Ehrenamtlichen gestalteten Gottesdienst, war zunächst die Haltung: „’Gut, Gottesdienst machen wir mit, und Ihr (die Pfarrerin und ich) sagt uns, was wir zu machen haben...’ So wollten aber weder ich noch der Pfarrer, der am Anfang noch dabei war, herangehen. Wir haben aufgefordert, ge-

schlägt. Auch eine nur äußerlich übernommene theologische Lehre befreit nicht aus dieser Sprachlosigkeit, wenn sie nicht zur Auseinandersetzung mit den eigenen theologischen Deutungsmustern anregt.

Gemeindepädagogik möchte demgegenüber Menschen zum Reden über ihren Glauben bringen, damit sie sich zunächst einmal über ihr eigenes Gottes-, Welt- und Selbstverständnis klarer werden – als Voraussetzung dafür, sich neuen Glaubens- und Sichtweisen öffnen und sich weiterentwickeln zu können. Denn wer in seiner eigenen Religiosität ganz und gar verunsichert ist, kann sich schwerlich neuen Herausforderungen stellen. Jemanden in seinem Selbstverständnis zunächst einmal zu stützen, Verständnis für ihn/sie aufbringen, bedeutet also gerade nicht, ihn/sie gegen Erweiterungen dieses Selbstverständnisses zu immunisieren, sondern kann im Gegenteil neue Freiheitsräume eröffnen. Denn Selbstbewusstsein erleichtert es, sich auch Fremdem zuzuwenden. Und wenn ich von Gott und den Mitmenschen akzeptiert bin, kann ich auch eigene Fehler besser erkennen und mich ändern.

meinsam Überlegungen anzustellen. Von Jahr zu Jahr wurden die *Gottesdienste dadurch lebendiger und die Mitarbeiter haben sich mehr und mehr eingebracht. Sie haben Texte selbst formuliert, sie haben freier gesprochen usw.*“ Und wenn *DEUL* davon berichtet, dass in einem Gottesdienst auf einer Familienfreizeit ein Vater spontan aufgestanden ist und Gott gedankt hat, „dass er eine so wunderbare Frau und einen ganz hervorragenden Sohn hat“, so kommentiert sie dieses Ereignis u.a. mit den Worten: „Solche Dinge passieren in einem solchen Rahmen. Das ist, glaube ich, etwas besonderes und auch spezifisch Gemeindepädagogisches.“

Man mag vielleicht fragen: Wo bleiben bei diesen Ermutigungen zu selbständigen religiösen und theologischen Äußerungen die doch sicher auch immer wieder notwendigen Korrekturen. Diese kommen einmal durch die Konfrontation mit biblischen Texten, zum anderen dadurch, dass eine Gruppe im Gespräch sich gegenseitig korrigiert. Auf jeden Fall werden in einem solchen Rahmen aber auch die Neugier und damit die Bereitschaft geweckt, ohne Scheu Fragen zu stellen. Und wer selbst fragt, ist eher bereit, sein Denken und Handeln zu ändern, als wenn er ungefragt kritisiert wird.

TEIL II:

BERATUNG UND SEELSORGE IN DER GEMEINDEPÄDAGOGISCHEN ARBEIT

NICOLE PIROTH

**BERATUNG UND SEELSORGE IN DER
GEMEINDEPÄDAGOGISCHEN ARBEIT –
EIN BLICK IN DIE PRAXIS**

Eine befreundete Gemeindepädagogin schrieb mir in einem Brief über ihre Arbeit: „Wir besuchen immer in der Adventszeit unsere ganzen Ehrenamtlichen, d.h. mein Pastorenkollege und ich. Jeder von uns hat dann so nebenbei seine 30 Besuche. Nebenbei ist nett gesagt, denn diese Besuche, die eigentlich ein ‚Dankeschön‘ sein sollen, werden immer mehr zu Seelsorgegesprächen, wo es mit einer halben Stunde größtenteils nicht getan ist... So Gespräche von Frau zu Frau fallen ja auch vielen leichter, als wenn sie es dem Pastor erzählen sollen. Und wenn ich schon mal da bin, lassen sie mich so schnell nicht wieder weg. Auf der einen Seite ist es ja ein Zeichen der Anerkennung und des Vertrauens, aber dann fühle ich mich auch wieder wie ein Mülleimer, in den man alles stopft und plötzlich ist er voll.“

Aufgrund einer solchen Beschreibung drängen sich Fragen auf: Wo kommen in der gemeindepädagogischen Arbeit Beratungssituationen und Seelsorgegespräche vor und wie kommen sie zustande? Wann wird aus einem ‚normalen‘ Gespräch ein Seelsorgegespräch? Nimmt der Bedarf an Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit zu? Wie verarbeitet die Gemeindepädagogin selbst das Seelsorgegeschehen? Wo liegen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu anderen Professionen im Bereich Beratung und Seelsorge?

Solchen Fragen nachzugehen war Anliegen eines Gesprächsforums Gemeindepädagogik zum Thema „Beratung

und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit“.¹ Fünf GemeindepädagogInnen berichteten unter diesem Aspekt von ihrer Arbeit. Eine Sozialarbeiterin und ein Pfarrer kommentierten das Gehörte aus Sicht ihrer eigenen Berufsrolle.²

Das folgende erste Kapitel stellt beispielhaft die gemeindepädagogische Beratungs- und Seelsorgepraxis von folgenden fünf GemeindepädagogInnen dar:

PETRA HÜLPÜSCH, Propsteibeauftragte für Frauenhilfearbeit in Südnassau

AGIM KAPTELLI, Dekanatsjugendreferent in Rüsselsheim

PETER KISSEL, Gemeindepädagoge in Worms

KARL-WILHELM KRUMM, Gemeindepädagoge in Worms

ELKE PREISING, Gemeindepädagogin in Rödermark

Im zweiten Kapitel werden diese Berichte aus Sicht zweier anderer Berufsgruppen kommentiert. Die Kommentare stammen von:

ELVIRA NEUPERT-EYRICH, Sozialarbeiterin in der Evang. Suchtberatungsstelle Frankfurt-Höchst

CHRISTOPH GERKEN, Gemeindepfarrer in Dreieichenhain

Im dritten Kapitel werden abschließend die wesentlichen Punkte thematisch zusammengefasst.

¹ An der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt am 5. November 1999.

² Herzlicher Dank gilt allen sieben ReferentInnen des Forums dafür, dass sie ihre Überlegungen zum Thema auch schriftlich zur Auswertung und Dokumentation zur Verfügung gestellt haben.

1. EIN BLICK IN DIE PRAXIS

1.1 Die Seelsorge des Augenblicks

AGIM KAPTELLI nennt sie „die Seelsorge des Augenblicks“, all jene Seelsorgesituationen, „welche mehr oder weniger spontan zustande kommen. Meist entstehen diese Gespräche auf Seminaren oder Ferienfreizeiten. In der dichten Atmosphäre einer solchen Maßnahme brechen oft Sorgen und Nöte einzelner Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf. In der akuten Situation suchen die betroffenen Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach seelischer Entlastung und Beistand. In der Regel erfolgen die Gespräche im Anschluss an ein konkretes Ereignis wie z.B. einen Konflikt in der Gruppe oder im Anschluss an eine spezielle Themeneinheit.

Es gibt auch Situationen, bei denen Jugendliche mich in meinem Büro aufsuchen. In diesen Fällen ist meist ein gewisser Vorlauf zu beobachten, d.h. die Jugendlichen kommen dann häufiger in mein Büro als sonst und verbringen relativ viel Zeit mit mir. Meist benötigt es dann einen Impuls von meiner Seite, in dem Sinne, dass ich den Jugendlichen signalisiere, dass ich ihre Not wahrnehme und auch Zeit für sie habe.“

BRIEF AN EINE TOTE

PETER KISSEL berichtet ausführlicher von einer solchen Situation. Er erzählt von der 15jährigen Inga³. Sie ist Mitglied einer Jugendgruppe, die zweimal wöchentlich stattfindet. Das Alter der Gruppenmitglieder liegt zwischen 15 und 23 Jahren. Diese Gruppe kennt sich schon länger. Das Gemeindehaus ist eine Art ‚Wohnzimmer‘ für die Jugendlichen geworden, um gemeinsam zu erzählen, essen, trinken, Projekte vorzubereiten. Inga kennt ‚ihren‘ Gemeindepäda-

³ Alle Namen in den Praxisbeispielen sind frei erfunden.

gogen seit drei Jahren und sie hat sich bereits bei sieben gemeindepädagogischen Projekten ehrenamtlich engagiert. Normalerweise kommen gegen 19 Uhr die ersten Gruppenmitglieder zum Jugendtreff, doch der Gemeindepädagoge ist stets eine Stunde vorher da. Dies wissen die Gruppenmitglieder und auch Inga erscheint eines Tages bereits eine Stunde früher um 18 Uhr. Inga weiß, dass *PETER KISSEL* sich Zeit nimmt für Einzelgespräche und sie kommt insgesamt vier mal zu dieser früheren Uhrzeit, um mit ihm ins Gespräch zu kommen.

PETER KISSEL berichtet von diesen vier Gesprächen:

„Ingas Problem war der Tod ihrer Tante. Zu ihr hatte sie eine tiefe emotionale Bindung. Die Tante wohnte in der einen Doppelhaushälfte, Ingas Familie in der anderen Hälfte. Oft war sie bei ihrer Tante zum Erzählen und zum Zuhören. Die Tante hatte Zeit für sie und viele Probleme Ingas wurden besprochen. Sie sagte selbst, sie habe ein besseres Verhältnis zu ihrer Tante gehabt als zu ihren Eltern. Inga hatte das Gefühl, ihrer Tante sagen zu wollen, dass sie sie richtig gemocht hatte. Sie kam auf die Idee, ihrer verstorbenen Tante einen Brief zu schreiben, in dem sie das alles ausdrücken wolle. So kamen wir im Laufe des Gesprächs darauf, ob es sinnvoll sei, einer Verstorbenen so etwas mitzuteilen. Inga brauchte eigentlich ‚nur‘ noch die positive Bestätigung, dass dies richtig sei.

Als Inga in die nächste Gruppenstunde kam, auch wieder sehr frühzeitig, um mit mir alleine zu reden, sagte sie, sie hätte den Brief geschrieben. Ich sprach ihre Gefühlslage an, wie sie es empfunden hätte, den Brief zu schreiben. ... Das Gespräch tat ihr sichtlich gut. Sie fragte mich, ob sie den Brief anstelle von Blumen ins Grab werfen solle. Sie sorgte sich, wie die Trauergäste darauf reagieren könnten.

Das nächste Mal erzählte sie sehr froh, dass sie den Brief ins Grab geworfen hatte. ... Sie war bestärkt gewesen, das Richtige zu tun, daher waren ihr die Denkweisen der anderen Trauergäste egal. Wir sprachen noch über einen Ring

der Tante, den sie nun tragen mochte, über ihr Gefühl, wenn sie alleine in der Wohnung der Tante ist und über die Entsorgung der Kleider der Tante.“

PETER KISSEL beschreibt seinen Ansatz folgendermaßen: „Ich bestärkte Inga in ihren Absichten. Sie hatte gute Ideen im Umgang mit dem Tod und wollte von mir wissen, ob ihr Verhalten, ihr Denken richtig sei. Die Situation des Todes einer geliebten Person war für sie neu, deswegen war sie unsicher und brauchte Hilfe. Ich begleitete sie ein Stück auf ihrem Trauerweg und ermunterte sie, auch mit anderen Personen darüber zu sprechen.“

MANCHMAL GENÜGT EIN ANRUF...

KARL-WILHELM KRUMM berichtet von einer anderen Situation: „Ein großes Jugendprojekt steht bevor, 20 Mitarbeitende werden gebraucht. So wähle ich auch die Mitarbeiterwerbung per Telefon. Das geht schnell, rationell, ohne überflüssige Wege. Telefon: da bin ich mittendrin in der Wohnung, ohne zu sehr auf die Pelle zu rücken, ohne störende Zuhörer.“

Im Laufe eines Tages versucht er, mehrere Ehrenamtliche anzurufen, die bereits bei früheren Projekten mitgearbeitet haben. Am Vormittag erreicht er Frau Schmitt. Zwei mal klingelt – schon ist sie dran: „Schön, dass Sie Zuhause sind!“

Aus dem Gesprächsverlauf: „Ach ja, die Kinder sind in der Schule. Der Mann muss jetzt immer um 5.00 Uhr weg, weil er in der neuen Filiale eingesetzt ist. Aber wie lange wird das gut gehen. Man muss ja froh sein, wenn man Arbeit hat. Aber der Große ist jetzt 16 geworden, mit dem komme ich gar nicht mehr klar. Überhaupt wächst mir alles über den Kopf...“

Nach einem längeren Gespräch sagt Frau Schmitt: „Gut, mal gesprochen zu haben!“ Und sie macht mit beim Jugendprojekt ... „schon allein um mal rauszukommen!“

Am Nachmittag versucht der Gemeindepädagoge es bei Bernd: Bernd, der hatte doch neulich im Jugendtreff vorbeigeschaut und gesagt, er hätte richtig Lust, mal wieder was mitzuarbeiten. So wie letztes Jahr bei den Kinderbibeltagen. Sieben mal klingelt es. 17.00 Uhr, eigentlich müsste er daheim sein. Der hat doch immer schon um 16.00 Uhr Feierabend.

„Ja, ja, Tina, ist der Bernd zuhause? Nein?? Ich rufe an wegen dem Jugendprojekt. Vielleicht macht er mit?“

„Nein!“ meint Tina, das glaubt sie nicht. „Der Bernd hängt in letzter Zeit nur ‘rum. Lässt alles schleifen. So ganz komische Freunde hat er jetzt.“ Sie macht sich Sorgen...

KARL-WILHELM KRUMM hört sich sagen: „Nun ja ... Ich ruf halt heute Abend oder morgen noch mal an.“ während sein Finger durch den Terminkalender streift. Hat er demnächst einmal Zeit für Bernd? Ihm würden ein Gespräch und die Mitarbeitergruppe gut tun!

Abends erreicht der Gemeindepädagoge noch Uta. Ja, sie macht mit. Und sie hat den Artikel über die letzte Freizeit in der Zeitung gelesen. „Ihr macht einfach ganz tolle Sachen.“ sagt sie.

KARL-WILHELM KRUMM denkt: „Das tut mir gut. Das tut meiner Seele gut... gestärkt lege ich den Hörer auf.“

1.2 Die pädagogisch initiierte Seelsorge

Jene Seelsorge des Augenblicks, Situationen hinter denen oft mehr steckt, als nur ein unverbindliches Gespräch, kennen alle fünf GemeindepädagogInnen.

Neben diesen eher alltäglichen und zufälligen Gesprächen kommt dem von den GemeindepädagogInnen selbst initiierten Seelsorgegespräch ebenfalls eine besondere Bedeutung zu. Im Beispiel von *KARL-WILHELM KRUMM* klingt dies bereits an: Bernd, den er für eine Projektmitarbeit gewinnen will, lässt zur Zeit alles schleifen. Der Gemeindepädagoge überlegt, wann er ein Gespräch mit Bernd führen könnte. Er ist davon überzeugt, dass Bernd sich nicht von sich aus mit

seinen Problemen an ihn wenden wird, dass diesem aber ein Gespräch und die Gemeinschaft einer Mitarbeitergruppe gut tun würden. Er wird also bei nächster Gelegenheit Bernd einmal ansprechen.

GESPRÄCHE IN DER JUGENDGRUPPE

Jedoch auch die Situation in einer Gruppe kann der Gemeindepädagogin Anlass geben, gemeinsam Belastendes ins Gespräch zu bringen.

In *ELKE PREISINGS* Arbeit gibt es seelsorgerliche Gespräche in der Gruppe, die von ihr geplant werden und zum Konzept gehören: „Z.B. ein Gemeindejugendvertretungs-Wochenende: Jeder erzählt, wie es ihm im vergangenen Jahr ergangen ist und was er für die Zukunft erwartet – mit welchen Problemen er zu kämpfen hat, was ihm Angst macht etc.“ Es wird Raum geschaffen, all jene Dinge auszusprechen, die für ein zukünftiges Engagement hinderlich sein könnten.

Auch bei *AGIM KAPTELLI* ist die Form der pädagogisch initiierten Seelsorge von Bedeutung. Er wendet sie in der Arbeit mit Gruppen (Schulklassen, Konfi- und Seminargruppen) an, die sehr unruhig und unkonzentriert sind und in denen die Arbeit an einem vorgegebenen Thema nur schwer möglich ist. Er berichtet: „Meine Erfahrung zeigt, dass oft die persönlichen Probleme der Jugendlichen so massiv sind, dass diese erst ausgesprochen und benannt werden müssen, bevor man sich anderen Inhalten zuwenden kann.“

Methodisch gehe ich so vor, dass ich erst versuche eine offene und vertrauensvolle Atmosphäre herzustellen (gemeinsames Singen, Gruppen- und Vertrauensspiele, Kennenlernübungen). Anschließend verteile ich karteikartengroße Zettel und bitte die Jugendlichen all das aufzuschreiben, was sie in den letzten Tagen/Wochen ‚wirklich‘ interessiert und beschäftigt hat. Auf jede Karteikarte wird immer nur ein Thema notiert. Dann werden alle Karten gesammelt und

gemeinsam an einer Tafel oder Pinnwand nach Themen sortiert.

In der Regel bilden sich drei bis vier Schwerpunkte heraus, welche dann in der Gruppe nacheinander besprochen und diskutiert werden. Ich habe es immer wieder erlebt, dass diese Gespräche dann sehr ernst werden und die Jugendlichen beginnen, sich untereinander über ihre Sorgen und Nöte auszutauschen.

Manchmal werden auch Konflikte offengelegt, die schon länger in der Gruppe schwelen und zu verdeckten aber auch offenen Aggressionen unter einzelnen Gruppenmitgliedern geführt haben. Dann erweitert sich die Rolle des seelsorgerischen Begleiters um die des Moderators bzw. des Vermittlers.“

„DER EIGENE WEG“ FÜR FRAUEN

Die bisherigen Beispiele stammen vor allem aus der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. *PETRA HÜLPÜSCH* ist als Propsteibeauftragte der Ev. Frauenhilfe in der Frauenarbeit tätig. Sie verfügt über eine Ausbildung in Gestaltberatung und ein Teil ihrer Arbeitszeit ist ausdrücklich reserviert für Gestaltseminare und Einzelberatungen. Für *PETRA HÜLPÜSCH* weisen die Grundlagen der Gestalttherapie⁴ auf Parallelitäten der beiden Ansätze hin: „Wie die Gemeindepädagogik ist auch die Gestalttherapie (eher) zu verstehen als eine bestimmte Haltung gegenüber Menschen, weniger als eine (pädagogische) Methode.“⁵

⁴ Petra Hülpüsch nennt hier: „Beratung durch Beziehung, Eigenverantwortlichkeit der/s ‚Klientin/en‘, Betrachten der Gestalt, d.h. welches Problem schält sich als das naheliegendste heraus“.

⁵ Zum Verhältnis von Gestaltarbeit und Gemeindepädagogik vgl. Michael Klessmann, Der Beitrag des Gestaltansatzes für die Weiterbildung von Gemeindepädagoginnen, in: Janowski/Midner (Hg.), Lebendige Systeme, eine Veröffentlichung des Seminars für Seelsorge der EKHN, 1997

PETRA HÜLPÜSCH berichtet: „In meiner Arbeit nimmt die Gestaltberatung circa 10-15% ein, in Form von Einzelberatungen oder Seminaren, die ich unter dem Stichwort ‚Der eigene Weg‘ anbiete. Unterthemen sind: ‚Religiöser Lebensweg – religiöse Verletzungen‘; ‚Beziehung Mutter-Tochter‘; ‚Eigentlich würde ich gerne, aber...‘.“

PETRA HÜLPÜSCH beschreibt, dass es vielen Frauen schwer fällt, spezielle Seminarangebote oder Einzelberatungen anzunehmen. Dies ist mit einer inneren Schwelle und der Frage verbunden: ‚Habe ich das nötig?‘. Wenn die Frauen sie jedoch in anderen Zusammenhängen bereits kennengelernt haben, lassen sie sich eher auf solche Angebote ein: „Die Teilnahme an Gestaltseminaren, aber auch Einzelberatungen ergeben sich aus anderen Zusammenhängen: z.B. auf einer Segelreise oder in der Frauenhilfe XY treffe ich auf eine Frau, für die ‚Der eigene Weg‘ interessant und hilfreich sein könnte. Ich biete mich an, ergreife sozusagen die seelsorgerliche Initiative.“

PETRA HÜLPÜSCH ist daher auch der Ansicht, dass sich die beratenden und seelsorgerlichen Anteile nicht trennen lassen von ihrer sonstigen Tätigkeit: „In Wahrheit bestimmt diese beschriebene Grundhaltung und die Weiterbildung in Gestaltberatung einen Großteil meiner Arbeit: Welche Themen ich aufgreife, unter welchen Fragestellungen ich angesprochen werde, wie ich an Bibelarbeiten herangehe, wie ich Gottesdienste gestalte, wie ich Gespräche führe...“

Häufig ist bereits, so *PETRA HÜLPÜSCH*, die erste Runde in einer Frauengruppe mit der Frage ‚Wie geht es mir heute‘ ein Stück Seelsorge, Anteilnahme untereinander, eine dichte und entlastende Atmosphäre kann entstehen. Auch bei der gemeinsamen Gestaltung von Gottesdiensten können solche Aspekte einbezogen werden. Wenn beispielsweise in einem Gottesdienst Trauer, Leid, das was einen bewegt, symbolisch zum Ausdruck gebracht werden, kann sich daraus Dichte, Andacht, Mit-Fühlen ergeben. Hier liegt eine gemeindepädagogische Aufgabe in der Expression: Das,

was viele Leute gemeinsam bewegt, z.B. eine Klage, wird symbolisch zum Ausdruck gebracht. Eine solche symbolische Vergewisserung ist nicht mehr auf den Einzelfall bezogen, sondern es geht darum, gemeinsame Lebensthemen aufzugreifen und ihnen eine symbolische Form zu geben.⁶

2. DIE KOMMENTARE

Wie sieht die von GemeindepädagogInnen geleistete Seelsorge- und Beratungsarbeit jedoch aus der Sicht anderer Berufsgruppen aus? Wo liegen in deren Augen die Chancen und Probleme des gemeindepädagogischen Kontextes, wie grenzen sie die gemeindepädagogische Seelsorge- und Beratungsarbeit von der eigenen beruflichen Tätigkeit ab? Eine Sozialarbeiterin und ein Pfarrer kommentieren im folgenden die Praxisberichte der GemeindepädagogInnen.

2.1 Die Sozialarbeiterin

Die Sozialarbeiterin *ELVIRA NEUPERT-EYRICH* arbeitet in einer evangelischen Suchtberatungsstelle in Frankfurt/Höchst. Nachfolgend ihre „Überlegungen zur Begrifflichkeit, zum professionellen Kontext und zur Verbindung von Beratung, Seelsorge und Gemeindepädagogik:

BERATUNG

„Beratung ist“, so schreibt Nestmann 1994, „ein ebenso alltäglicher wie bedeutungsvielfältiger und schillernder Begriff“⁷. Diese Begrifflichkeit hat natürlich auch mit dem Alltagsverständnis von ‚Beratung‘ zu tun. Ich rate jemandem, ich gebe gute Ratschläge, ich vermittele Lösungen, die ich

⁶ Vgl. hierzu auch Renate Drevensek in diesem Buch auf S. 84-86.

⁷ Artikel „Beratung“ in: R. Asanger und G. Wenninger (Hg.), Handwörterbuch Psychologie, Weinheim 1994.; vgl. auch Frank Nestmann (Hg.), Beratung, Tübingen 1997

selbst gefunden habe, dies geschieht im Alltag in den unterschiedlichsten Zusammenhängen, sei es bei handwerklichen Fragen, Tipps für den Beruf, Tipps über Verhaltensmöglichkeiten usw. Die Zeitungen, besonders eine bestimmte Form von Presseerzeugnissen sind voll von guten Ratschlägen...

Beratung findet somit in einer bestimmten Form von Beziehung statt, es gibt einen Ratsuchenden und einen Berater. Die Beratungssituation wird von dem Ratsuchenden bewusst und entschieden gesucht.

Die professionelle Beratung ist eine klassische Dienstleistung, die in den unterschiedlichsten Lebens- und Arbeitsbereichen erbracht wird. Je nach Kontext der Beratung verändern sich die Form und der Inhalt der Beratung, wobei sich ein Muster durchzieht – und das im Gegensatz zur Alltagsberatung, die ich auch gebe, wenn sie jemand nicht haben will -, dass am Anfang jeder Beratung die Frage, der Wunsch, der Auftrag des Klienten, Kunden oder Käufers steht. Dann werden Zeitrahmen und Beratungsmöglichkeiten benannt und abgesteckt, der Anbieter, Berater o.ä. benennt seine Möglichkeiten, sein ‚Equipment‘, das er anbieten kann, danach werden die Vereinbarungen getroffen, eine Kontrakt wird geschlossen.

Eine Beratung ist im Rahmen des jeweiligen Kontextes die Vereinbarung über den konkreten Umgang mit einem definierten Problem (z.B. Geldanlagen, Versicherungen, Umbauten etc. oder Erziehungsproblemen, Eheproblemen etc.). Es wird ein Kontrakt (der z.B. Zeitrahmen und mögliches Ziel umfasst) geschlossen zwischen Berater und Kunde.

Im psychosozialen Bereich heißt das, dass in dem ersten Gespräch zwischen Berater/in und Klienten/in eine Vereinbarung getroffen wird über Ziel, Zeit und Umfang der Beratung. Diese Vereinbarung wird wiederum in ‚Unterziele‘ gefasst und ein Kontrakt auch für jedes einzelne Beratungsgespräch über Ziel und Zeit vereinbart. Dazu gehört auch die Kommstruktur der diversen Beratungsstellen.

Zur besseren Verdeutlichung beschreibe ich im nachfolgenden noch einmal die begrifflichen Zusammenhänge:

BERATUNGSSTELLE/N

Beratungsstellen sind Räumlichkeiten in denen, geschützt, Beratungen stattfinden können. In diesen Räumlichkeiten besteht dann auch die Möglichkeit, mit bzw. in Anonymität und Schweigepflicht zu arbeiten. Es entsteht durch das abgegrenzte Setting und die definierten Räumlichkeiten ein Raum, der den Berater und die Ratsuchenden schützt und damit auch Offenheit bei heiklen Fragen möglich macht. Beratungsstellen stellen somit einen Organisationsrahmen dar, in dem die fachliche und geschützte Beratungsarbeit stattfinden kann.

BERATUNG UND SEELSORGE

Das Verhältnis zwischen Beratung und Seelsorge bezeichnet die inhaltliche Arbeit. So wie Beratung und Therapie sich in einem häufigen Konflikt der möglichen und nötigen Unterscheidung bewegen, so bewegen sich in einem äquivalenten Konflikt der Unterscheidung auch Beratung und Seelsorge. Seelsorge bewegt sich meines Erachtens sehr viel mehr im spirituellen Bereich, so wie Therapie sich mehr in dem Bereich der umfassenderen Persönlichkeitsveränderung bewegt. Beratung grenzt sich von beiden hauptsächlich dadurch ab, dass punktuell für eine bestimmte Fragestellung gearbeitet wird, in dem Bewusstsein, dass viele andere Bereiche dabei nicht berührt werden.

Seelsorge ist ein wichtiger Bereich des kontinuierlichen Kontaktes der Menschen untereinander, ehrenamtlich sowie hauptamtliche Mitarbeitende in Gemeinden oder auch anderen Einrichtungen stehen im permanenten Kontakt für die Arbeit an unterschiedlichen Zielen. Um diese gemeinsame Arbeit leisten zu können ist auch eine selbstverständliche Form von Seelsorge notwendig. (Hier wird auch deutlich,

wie schnell und warum daraus dann auch eine Beratungssituation werden kann.)

GEMEINDEPÄDAGOGIK

„Beratungen“, die sich bei Gruppenkontakten und anderen pädagogischen Kontakten und Kontexten ergeben, können dieser Struktur der Zielvereinbarung folgen, tun es in der Praxis allerdings oft nicht, weil sich die Beratung ‚nebenbei‘ ergibt. Diese Beratungssituationen ergeben sich m.E. ganz besonders auch in der Arbeit von GemeindepädagogInnen. Aus dem üblichen Arbeitskontext heraus können sich Anfragen und Settings ergeben, die dann scheinbar nahtlos in eine Beratung übergehen. Hier ist eine große Chance innerhalb der gemeindepädagogischen Arbeit, weil Personen erreicht werden, die sonst keine Beratung in Anspruch nehmen würden. Ich denke, dass die Gemeindepädagogen durch ihren eher selbstverständlichen und direkten Kontakt zu den Menschen, mit denen sie arbeiten, gute Möglichkeiten haben, auch Beratungen zu initiieren, die unter anderen Umständen nie zustande kämen. Dazu ist allerdings auch wichtig, um sich als Gemeindepädagoge/in und die Ratsuchenden zu schützen, dass die Trennung zwischen Gespräch und Beratung deutlich gemacht und vollzogen wird, z.B. durch deutliches Benennen, Orts- bzw. Raumwechsel o.ä.

Es ist auch die Gefahr der Verstrickung und des Durcheinander-Geratsens gegeben. Um ihre Arbeit in der Vielfältigkeit so auch leisten zu können halte ich Supervision und regelmäßige Fortbildung für Gemeindepädagogen für sinnvoll und angeraten.“

2.2 Der Pfarrer

CHRISTOPH GERKEN arbeitet als Gemeindepfarrer in Dreieichenhain, er besitzt eine Zusatzausbildung in Familienberatung.

„In diesem Forum geht es darum, einen Aspekt gemeindepädagogischer Arbeit wahrzunehmen, zu beschreiben, zu benennen, in einen Zusammenhang zu stellen und wertzuschätzen. Indem wir diese Aspekte explizit machen, diese unbenannten Anteile der Arbeit heben und ans Licht bringen, verändern wir sie gleichzeitig und entwickeln sie weiter.

CHANCEN UND SCHWIERIGKEITEN DER BERATUNG UND SEELSORGE IM GEMEINDEPÄDAGOGISCHEN ARBEITSFELD

Die besondere Chance für Seelsorge und Beratung sehe ich in der Beziehung, die Gemeindepädagoginnen zu den Menschen ihrer Zielgruppen erarbeitet haben. Über längere Zeiträume ist oft ein Vertrauensverhältnis entstanden, das das Ansprechen von Problemen und Konflikten ermöglicht. Dies kann häufig ‚wie nebenbei‘ geschehen. Man muss es sich nicht vornehmen, keinen besonderen Termin vereinbaren, nicht abwägen, ob das Problem wichtig genug ist thematisiert zu werden, es geschieht scheinbar ‚einfach so‘, dass man ‚darüber‘ spricht. Die Schwelle ist niedrig. Dementsprechend häufig findet Beratung und Seelsorge als ein Teil der Beziehungsarbeit statt. Was sich so alltäglich und normal anhören mag, stellt hohe Anforderungen an die beratende Gemeindepädagogin. Denn sie muss auf viele Faktoren verzichten, die in einem formalisierten Beratungsprozess unterstützend wirken. Diese fehlenden äußeren Sicherheiten muss sie durch ihre Person ausgleichen:

- Wann beginnt und wann endet eine Seelsorge- oder Beratungssituation?
- Wie wird die Verschwiegenheit gewährleistet, wenn man in einem Flur ins Gespräch kommt, oder in einer Gruppe?
- Bei wem liegt die Verantwortung für das Thema, das besprochen wird. Welche unausgesprochenen Erwartungen schwingen mit?

- Wie lässt sich die nötige Distanz halten?
- Gibt es eine Fortsetzung des Gespräches und in welchem Rahmen?

Die Chance niederschwelliger Beratung und Seelsorge stellt also gleichzeitig hohe persönliche Anforderungen.

GEMEINDEPÄDAGOGISCHE SEELSORGE AUS SICHT DES PFARRAMTS

Wie kommt es, dass ‚viele Pfarrer kein Interesse daran haben, dass Gemeindepädagogen Seelsorge machen‘?

Pfarrer werden ausgebildet und beauftragt, Seelsorger ‚für die Gemeinde‘ zu sein. Auch in den Gemeinden wird der Anspruch, der Pfarrer oder die Pfarrerin mögen vor allem Seelsorger sein, stark vertreten. Gleichzeitig (und vielleicht gerade deswegen) ist das Pfarramt mit einer ganzen Reihe distanzschaffender Faktoren ausgeschmückt: Die Kanzel, der Talar, das Vorzimmer, die Sprechstunde, die Amtswürde. Die Schwelle ist hoch. Ich kann mir vorstellen, dass so mancher Pfarrer hinter seiner hohen Schwelle auf die niedrige Schwelle der Gemeindepädagoginnen blickt in dem Glauben, eigentlich müsste er das auch können, was diese tun: niederschwellig beraten und seelsorgen.

Die Zielgruppe für die Seelsorge und Beratung im Pfarramt ist undefiniert groß, die Kontakte über Kasualien oder einzelne konkrete Anfragen sind zeitlich begrenzt und oft relativ kurz.

Je unreflektierter die eigenen Ansprüche in Sachen Seelsorge im Pfarramt sind, und je unbefriedigender dieser eigene Arbeitsbereich empfunden wird, um so schwieriger wird die Akzeptanz und Würdigung von Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit sein. Und je mehr die Distanz des Pfarramtes als zu überwindendes Handikap missverstanden wird, um so mehr wird der Gemeindepädagogin die Nähe zu den Menschen in ihrer Arbeit geneidet werden. So kann das Aussprechen der Tatsache, dass die

Gemeindepädagogin in der Gemeinde Beratung und Seelsorge leistet, für den Pfarrer oder die Pfarrerin eine Bedrohung ihrer beruflichen Identität werden.⁸

ZUR WERTSCHÄTZUNG GEMEINDEPÄDAGOGISCHER BERATUNGS- UND SEELSORGEARBEIT

Wie und wo kann Beratung und Seelsorge der GemeindepädagogInnen in der Gemeinde benannt und wertgeschätzt und verankert werden? Zum Beispiel indem Beratung und Seelsorge als Teil des Arbeitsbereiches im Kirchenvorstand benannt und in die Dienstanweisung aufgenommen wird, oder indem Supervision und / oder Fortbildung zum Thema in Anspruch genommen werden können.

Eine Klärung zwischen Pfarramt und Gemeindepädagogik wird für beide Seiten hilfreich sein. Die Einbeziehung des Kirchenvorstands, eventuell mit Unterstützung durch externe Beratung, machen diese Klärung für die Gemeindegemeinschaft insgesamt fruchtbar.“

⁸ Diese Bemerkung von Christoph Gerken war vorausschauend. In Reaktion auf einen Bericht über das Gemeindepädagogische Forum „Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit“ mit dem Titel „Manchmal genügt ein Anruf“ in der Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 50/1999 erschien in der Ausgabe 2/2000 der Leserbrief eines Pfarrers. Er schreibt: „Jetzt also haben sich die Gemeindepädagogen als die besseren Seelsorger und Seelsorgerinnen entdeckt... Bei Pfarrerinnen und Pfarrern langt es dagegen nur zum mechanischen Händeschütteln nach dem Gottesdienst und zur ‚Distanzpflege‘. ... Erstaunlich finde ich, wie bereitwillig einige Pfarrer ihre Wange von selbst in der Fachhochschule darbieten.“

3. THEMATISCHE ZUSAMMENFASSUNG DER BERICHTE UND KOMMENTARE

3.1 Grundzüge gemeindepädagogischer Beratung und Seelsorge

Bei allen fünf GemeindepädagogInnen differieren Art und Weise sowie Umfang und Zielgruppen der beratenden und seelsorgerlichen Tätigkeit, trotzdem ergeben sich aus den Praxisberichten einige Gemeinsamkeiten.

Eines wird anhand der Praxisberichte deutlich: Die seelsorgerliche Begleitung und das beratende Gespräch ergeben sich in der Regel aus bestehenden längerfristigen Beziehungen im Rahmen der gemeindepädagogischen Arbeit. Auch wenn der Schwerpunkt der gemeindepädagogischen Tätigkeit im Bereich der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen liegt, so sind diese nicht die einzigen, die die Gemeindepädagogin um Rat fragen und zum Gespräch aufsuchen. *ELKE PREISING* benennt beispielsweise im einzelnen folgende Personenkreise: „Hauptsächlich *ehrenamtliche Mitarbeitende* aus der Kinder- und Jugendarbeit, mit denen ich intensiv zusammenarbeite, oder solche, die ich gut kenne, die aber hauptsächlich mit den Pfarrern zusammenarbeiten. Mitarbeitende aus anderen Bereichen, z.B. dem Kirchenvorstand, die zu mir ‚einen Draht‘ haben, zum Beispiel im Rahmen von gemeinsamen Vorbereitungstreffen. *Kinder*: vor und nach den Gruppenstunden, manchmal auch während der Gruppe (wenn andere Teamer sich um die Gruppe kümmern) und auf der Straße. *Jugendliche*: besonders auf Freizeiten und in bestimmten Gruppen (z.B. Mädchengruppe). Aber auch *Eltern*, die Kinder anmelden oder abholen.“

Am häufigsten kommt es in der gemeindepädagogischen Arbeit zu jenen Situationen, in denen eine ‚*Seelsorge des Augenblicks*‘ notwendig wird. Diese entstehen hauptsächlich bei (scheinbar) zufälligen Begegnungen, wie sie *ELKE PREISING* schildert: „auf der Straße, beim Einkaufen, auf

dem Gemeindegelände, im Gemeindehaus, bei offenen Gemeindeveranstaltungen, z.B. Rocknacht, Gemeindefest, Parties, Jahrestreffen aller Mitarbeitenden, oft, wenn ich ‚nur‘ Aufsicht führen muss, in meinem Büro, am Telefon („Ich kann nicht kommen/mitmachen, weil...“), auf Freizeiten, besonders beim ‚Gute-Nacht-Sagen‘ und auf Spaziergängen“.

Voraussetzung ist fast immer eine länger bestehende Beziehung und ein Vertrauensverhältnis zur Gemeindepädagogin oder zum Gemeindepädagogen. Die Situationen sind häufig nicht vorhersehbar und verändern den geplanten Arbeitsablauf der GemeindepädagogInnen. Die Übergänge zwischen ‚normalem‘ Gespräch und Beratungs- oder Seelsorgegesprächen sind meist fließend.

Bei einigen GemeindepädagogInnen gehören *vereinbarte Einzelberatungen* zu bestimmten Themen und mit klar abgegrenztem Zeitrahmen und geklärten gegenseitigen Erwartungen mit zum Dienstauftrag. So etwa bei *PETRA HÜLPÜSCH* in ihrer Arbeit mit Frauen. Doch auch hier lässt sich dieses vereinbarte Beratungsgeschehen nicht immer vollständig von unplanbaren Seelsorgesituationen trennen. *AGIM KAPTELLI* schildert solche Situationen, in denen sich aus einem Beratungsgespräch ein Seelsorgegespräch entwickeln kann. Zu seinen beruflichen Aufgaben als Dekanatsjugendreferent gehört auch die Beratung von Kriegsdienstverweigerern. Er schildert, dass manchmal „im Laufe des Beratungsprozesses persönliche Probleme auftreten, die so massiv sind, dass diese erst bearbeitet werden müssen bevor man zum eigentlichen Beratungsprozess zurückkehren kann. Diese Gespräche haben dann meist einen seelsorgerischen Charakter. Inhaltlich geht es hier oft um Konflikte mit Autoritäten. Meist sind es Konflikte mit den Vätern oder den Eltern allgemein.“

Neben klar definierter Beratungstätigkeit und den alltäglichen Seelsorgesituationen gibt es auch die von GemeindepädagogInnen selbst *initiierten Seelsorgegespräche*. Be-

schrieben werden Situationen, in denen Jugendliche oder Ehrenamtliche den Gemeindepädagogen oder die Gemeindepädagogin in ihrem Büro aufsuchen und erst eine Weile ‚herumdrücken‘. Oft kommt dann ein Gesprächsimpuls vom Gemeindepädagogen, der bemerkt, dass sein Gegenüber etwas bedrückt und der hier sensibel nachfragt. Charakteristisch für die gemeindepädagogische Arbeit ist ebenfalls, dass es immer wieder auch um ein *seelsorgerliches Arbeiten mit Gruppen* geht. Hier soll ein Klima des Vertrauens geschaffen werden, in dem es allen Beteiligten möglich wird, sich untereinander zu öffnen.

GemeindepädagogInnen richten ihr Augenmerk auf die Gestaltung und Schaffung einer seelsorgerischen Atmosphäre in Gruppen und initiieren aus dem alltäglichen Kontext heraus zum Teil von sich aus Beratungs- und Seelsorgegespräche. In ihrer Arbeit gibt es häufig einen fließenden Übergang zwischen einem ‚normalen‘ und einem seelsorgerlichen Gespräch. Auch zwischen Beratung und Seelsorge kann nicht eindeutig unterschieden werden, da es zu einer Verquickung von Lebensproblemen und Glaubensfragen kommt.

DIE THEMEN:

ZWISCHEN INDIVIDUUM UND GESELLSCHAFT

Überwiegend sind es jene scheinbar alltäglichen und doch grundlegenden Lebensthemen, die in den Gesprächen mit GemeindepädagogInnen vorkommen. *PETRA HÜLPÜSCH* benennt beispielhaft: „Wenn wir uns die Menschen betrachten, mit denen wir zu tun haben, dann treffen wir unweigerlich auf deren Lebensfragen. Schlechte Noten, welche Ausbildung soll ich machen, meine Beziehung ist nicht so, wie ich sie mir wünsche oder warum finde ich nicht den Richtigen? Mein Verhältnis zu meiner Mutter ist schrecklich. Manchmal falle ich in ein dunkles Loch. Soll ich Kinder kriegen? Was mache ich, wenn die Kinder aus dem Haus sind? Ich bin mit der Pflege meiner alten Mutter überfor-

dert. Tod von Familienangehörigen. Die Frage nach dem größeren Zusammenhang in meinem Leben...“

ELKE PREISING macht außerdem noch auf einen weiteren bedeutenden Bereich in Gesprächen mit Ehrenamtlichen aufmerksam: „Ärger über Geschehnisse in der Gemeinde“ sind ebenfalls häufig Thema.

Darüber hinaus wird aus den Erzählungen der GemeindepädagogInnen deutlich, dass es sich nicht ausschließlich um persönliche Lebensfragen dreht, sondern sich in vielen geschilderten individuellen Problemen auch aktuelle gesellschaftliche Verhältnisse widerspiegeln: Als *KARL-WILHELM KRUMM* mit Frau Schmitt telefoniert, erzählt diese ihm von den Sorgen um den Arbeitsplatz ihres Mannes „Man muss ja froh sein, wenn man Arbeit hat.“ Dafür nimmt man auch schon mal in Kauf, um 5 Uhr früh aufzustehen. So etwas belastet. Auch bei Jugendlichen sind mangelnde Zukunftsperspektiven immer wieder Thema: Welchen Ausbildungsplatz bekomme ich, wie kann ich mein Studium finanzieren, welchen Beruf soll ich wählen, welche soziale Absicherung kann ich erlangen. Auch das Thema Gewalt in der Schule und auf der Straße ist eines, welches Kinder und Jugendliche in Gesprächen mit den GemeindepädagogInnen häufig ansprechen.

PETRA HÜLPÜSCH beschreibt gesellschaftliche Hintergründe für einen veränderten Bedarf im Bereich ihrer Arbeit mit Frauen: „Die Gründe in der Frauenarbeit liegen sicherlich zum großen Teil in der Veränderung des Frauenbildes und der Lebensformen von Frauen. Da entsteht die Notwendigkeit der Begleitung, für neue und andere Wege.

Die Scheidungs- und Trennungsrate hat sich in den letzten Jahren erhöht, Schuldgefühle bei Trennungen, Ängste, finanzielle Sorgen. Die Ansprüche an Beziehung und Partnerschaft sind gestiegen, Frauen lassen sich nicht mehr alles gefallen aufgrund finanzieller Unabhängigkeit. Alleinerziehende Frauen haben einen hohen Bedarf an Unterstützung. Deren Seele bleibt mitunter ganz auf der Strecke.“

Die logische Konsequenz solcher Seelsorgegespräche ist die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen. So benennt *ELKE PREISING* angesichts des Jugendliche belastenden Themas „Gewalt in der Schule und auf der Straße“ die Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit Schule, Jugendpflege und Politik zum Zwecke der gemeinsamen Suche nach Lösungen und verbesserter Prävention. Engagierte gemeindepädagogische Seelsorge kann häufig nicht beim persönlichen Gespräch stehen bleiben.

GEMEINDEPÄDAGOGEN DÜRFEN NÄHER AN DIE LEUTE RAN

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass die gemeindepädagogische Beratungs- und Seelsorgepraxis in enger Verbindung zu langfristiger, lebensbegleitender Beziehungspflege steht. Erleichtert wird dieser enge Kontakt durch eine in der Regel deutlich umrissene Zielgruppe. *CHRISTOPH GERKEN* macht zu recht darauf aufmerksam, dass die Voraussetzungen eines Gemeindepfarrers hier anders gelagert sind: Die Zielgruppe für die Seelsorge und Beratung im Pfarramt ist undefiniert groß, die für einzelne, intensive Kontakte zur Verfügung stehende Zeit ist begrenzt. Jedoch geht es auch um das Bild, welches Menschen von unterschiedlichen kirchlichen Berufen mitbringen: „Gemeindepädagoginnen dürfen näher an die Leute ran“, vermutet *PETRA HÜLPÜSCH*. Für viele Gemeindeglieder ist ein Pfarrer in erster Linie „ein Mann Gottes und keine Person wie du und ich. ... Der Pfarrer hat einen gewissen Status und kann nicht einfach als Kumpel oder lockerer Ansprechpartner angesehen werden. ... Diese Hürden muss die Gemeindepädagogin nicht erst nehmen.“⁹ Den

⁹ vgl. Martina Hanf in diesem Buch, S. 17-19.

Gemeindepfarrer, die Pfarrerin will man mit den eigenen kleinen Nöten und Sorgen nicht behelligen.¹⁰

Bei professionellen Beratungsstellen liegt die Hemmschwelle auf einer anderen Ebene: Für den Weg in eine Beratungsstelle sind die eigenen Probleme entweder nicht schwerwiegend genug, oder man hat sich selbst gegenüber noch nicht zugeben können, dass man professionelle Hilfe nötig hat. Die gemeindepädagogische Seelsorge und Beratung setzt im Leben der Menschen zu einem anderen, früheren Zeitpunkt an, wirkt daher in der Regel präventiv. Die Chance der gemeindepädagogischen Seelsorgearbeit liegt in dieser engen Beziehung zu den Menschen, aufgrund der geringen Distanz liegen die Hemmschwellen niedrig, man kann ‚einfach mal so‘ miteinander reden, sein Herz ausschütten, um Rat fragen.

Seelsorge ist im gemeindepädagogischen Verständnis nicht das Privileg einer bestimmten Berufsgruppe, sondern hat ihren Ort auch in der gegenseitigen Sorge und Anteilnahme innerhalb einer Gruppe oder Gemeinde. Dass solche Anteilnahme auch manchmal eine andere Sprache als die des Wortes finden muss, kommt in den Beschreibungen der GemeindepädagogInnen ebenfalls zum Ausdruck. Als Beispiele ganzheitlicher oder ausschließlich nonverbaler seelsorgerlicher Angebote werden etwa meditative Wochenenden, Bibliodrama oder kreative Methoden wie ‚Lebensgefühl malen‘ benannt.

Begleitung – Anteilnahme – Beratung – Seelsorge bilden eine Abfolge in der gemeindepädagogischen Arbeit, Begleitung und Anteilnahme sind Vorstufen und Voraussetzung

¹⁰ vgl. hierzu auch Nils Christiansen über die anscheinend ebenfalls geringere Hemmschwelle, um ein seelsorgerliches Gespräch bei einem ‚Spezialseelsorger‘ nachzusuchen in: „Aber ich darf doch den Herrn Pastor nicht stören!“ Seelsorge baut Gemeinde, in: Uta Pohl-Patalong/Frank Muchlinsky (Hg.), Seelsorge im Plural, Hamburg 1999, S. 181-187

für Beratungs- und Seelsorgesituationen. Die GemeindepädagogInnen beschreiben, dass sie umso wacher für entstehende Beratungs- und Seelsorgesituationen werden, je länger sie in einer Arbeitsstelle sind, je mehr Situationen sie bereits erlebt haben und je mehr die Summe und Dichte der Kontakte zunimmt. Die scheinbare Beiläufigkeit, in denen solche Gesprächssituationen entstehen, ist fast schon ein ‚Instrument‘ gemeindepädagogischer Arbeit. Solche Strukturen machen es Menschen leicht, ein vertrauliches Gespräch zu suchen, um Rat zu fragen. Das Interesse der GemeindepädagogInnen besteht darin, Orte und Gelegenheiten zu schaffen, die beratende und seelsorgerliche Gespräche zulassen.

PETRA HÜLPÜSCH führt hierzu aus: „Die Menschen sind hungrig, fragend... immerwährend. Die Frage ist: wo sind die Orte, an denen solche Fragen gestellt und aufgegriffen werden?“

Müssen wir immer speziellere Orte aufsuchen, um mit unseren Problemen fertig zu werden oder Klärungen herbeizuführen? Bis jemand eine spezielle Beratungsstelle aufsucht, muss der Druck schon groß sein. In der Frauenarbeit gibt es ganz unterschiedliche Tendenzen. Es gibt zum einen eine größere Offenheit in den Frauengruppen, Themen aufzugreifen, die sich für die Frauen als Problem darstellen: Älter werden als Frau; Umgang mit Abschied und Trauer; Überbelastung. Andererseits meinen oft gerade Frauen, die sich innerhalb von Kirche bewegen, ihre Probleme wären es nicht wert, aufgegriffen, besprochen, überlegt zu werden, als gehöre dies nicht in den kirchlichen Rahmen. Dabei sind gerade Frauen mittleren Alters oft hoch belastet mit Krankheiten, mit Eheproblemen, familiären Schwierigkeiten, Verlusten, Abgrenzungsschwierigkeiten. Mir kommt es manchmal so vor, als warteten sie darauf, dass es jemand wahrnimmt, wie es ihnen geht, dann wird das Problem kleingemacht und eigentlich gibt es irgendwelche ominösen Anderen, die es scheinbar viel nötiger haben.

Ich verstehe christliche Gemeinschaft doch gerade darin, Raum zu bieten, für ein gutes Gesprächsklima zu sorgen, zu begleiten, aneinander teil zu haben und sich gegenseitig zu stützen und zu stärken, für die Seele Sorge zu tragen. Das ist Beratung, Begleitung, Seelsorge und in diesem Sinne verstehe ich auch gemeindepädagogische Arbeit. Je professioneller ich das tun kann, je besser ich auch weiß, wo meine Grenzen sind, was eine Gruppe bieten kann ... um so besser.“

In den Berichten der GemeindepädagogInnen wird offensichtlich: sie verstehen ihr beratendes und seelsorgerliches Handeln nicht als separaten, abgetrennten Bereich ihres beruflichen Handelns. Vielmehr ist die seelsorgerliche Tätigkeit eng verwoben mit der pädagogischen Arbeit mit Gruppen und einzelnen. Darüber hinaus betrachten sie Gemeindepädagogik nicht nur als einen abgegrenzten kirchlichen Arbeitsbereich, sondern auch als Dimension allen kirchlichen Handelns. Daraus ergibt sich dann eine gesamtkirchliche Aufgabe der Herstellung von Offenheit und Vertrauen, um Seelsorge und gegenseitige Anteilnahme zu ermöglichen – als ein grundlegender Wesenszug christlichen Glaubens. Es bedarf also nicht bestimmter Professionen, um seelsorgend tätig zu werden; vielmehr ist ein gemeindepädagogisches Anliegen, im Sinne eines allgemeinen Priestertums auch Ehrenamtliche und Gemeindeglieder darin zu fördern, Seelsorge untereinander und füreinander wahrzunehmen.

3.2 Zur gemeindepädagogischen Professionalität

STRUKTUREN ERMÖGLICHEN SEELSORGE

GmeindepädagogInnen bringen für alltagsnahe Beratungs- und Seelsorgeprozesse bereits wesentliche Voraussetzungen mit: eine kommunikative Sensibilität für ihr Gegenüber, die Wahrnehmung auch der gesellschaftlichen Bedingtheit von individuellen Problemlagen und eine Planung

und Gestaltung von gemeindepädagogischen Angeboten, die Raum lässt für etwaige Beratungsanliegen. Das Zulassen und Ermöglichen alltagsnaher Beratung und Seelsorge erfordert insgesamt eine hohe strukturierende Kompetenz von den GemeindepädagogInnen, um im Arbeitsalltag offen für unstrukturierte Situationen zu sein und zu bleiben.

Alle GemeindepädagogInnen planen in ihrem Arbeitsalltag Zeit für Gespräche ein.¹¹ So strukturiert etwa *PETER KISSEL* seine Gruppenstunden so, dass er regelmäßig bereits eine Stunde vorher anwesend ist und die TeilnehmerInnen dies auch wissen. Andere berichten davon, dass sie Probleme bemerken, Gesprächsbedarf wahrnehmen und sich in nächster Zukunft Zeit nehmen, um Seelsorgegespräche zu führen. Für *ELKE PREISING* sind wesentliche Voraussetzungen für Seelsorge- und Beratungsgespräche, „sensibel sein, die richtigen Fragen zur richtigen Zeit stellen, Zeit haben – nicht ‚hektisch in der Gegend herumlaufen‘, mit Menschen in gutem Kontakt sein, Gesprächsmöglichkeiten nutzen, Beziehungen aufbauen, die eigenen Grenzen kennen.“

Es sind Signale der Ansprechbarkeit von Seiten der GemeindepädagogInnen nötig. Die oft langjährigen Beziehungen in der gemeindepädagogischen Arbeit erleichtern und ermöglichen niederschwellige Beratung und Seelsorge. Professionelle Beratung und Seelsorge beruht jedoch auch auf dem Vermögen, Distanz zu halten. *ELVIRA NEUPERT-EYRICH* weist darauf hin, dass die Alltagsbezogenheit der gemeindepädagogischen Seelsorgearbeit auch die Gefahr der Verstrickung und der mangelnden Abgrenzung birgt. Hilfreich kann ein Raumwechsel sein oder eine zeitliche Vereinbarung für ein Gespräch; häufig gilt es jedoch auch situationsbezogen zu reagieren. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, die richtige Balance zwischen notwendiger Nähe und Distanz zu halten, ist Fortbildung und Supervision notwendig.

¹¹ vgl. auch Gerhard Christ in diesem Buch, S. 63 und 69ff.

Wenn GemeindepädagogInnen ehrliches Interesse am Anliegen des Gegenübers signalisieren und sich Zeit für beratende und seelsorgerliche Gespräche nehmen, aber auch andererseits ihre eigenen Grenzen kennen, können sie zu wichtigen Ansprechpersonen im kirchlichen Umfeld und damit zu einer Ressource im Alltagsleben einzelner werden.

ZUR AKZEPTANZ GEMEINDEPÄDAGOGISCHER BERATUNG UND SEELSORGE

GemeindepädagogInnen sehen sich noch häufig Erwartungen gegenüber, die vor allem die Zahl der Gruppenangebote und Projekte zum Kriterium gelingender gemeindepädagogischer Arbeit machen. Das Seelsorge- und Beratungsgeschehen hingegen ist diffus, lässt sich nicht so leicht in kirchlichen Veranstaltungsplänen sichtbar machen.

Hier bedarf es einer Klärung: Hält der Arbeitgeber Kirche Beratungs- und Seelsorgegespräche für einen unverzichtbaren Bestandteil gemeindepädagogischer Arbeit, oder ist es ihm wichtiger, ein möglichst großes und breites Angebot an Gruppen und Veranstaltungen vorweisen zu können? Häufig gilt hier noch ‚Quantität vor Qualität‘. Kirche und Gemeinden müssen sich daher die Frage stellen, welchen Stellenwert dieser Aufgabenbereich im Gesamtspektrum ihrer Arbeit hat. Das bereits vorhandene gemeindepädagogische Seelsorge- und Beratungshandeln muss daher stärker als bisher auch von den kirchlichen Anstellungsträgern wahrgenommen werden und in Dienstanweisungen Berücksichtigung finden. Es sind neue Vereinbarungen über den Stellenwert dieser Arbeit zu treffen und einen klaren Auftrag an die GemeindepädagogInnen von seiten der Arbeitgeber zu formulieren.

Neben der Akzeptanz gemeindepädagogischer Beratung und Seelsorge durch die Anstellungsträger ist andererseits eine Klärung der gesamten kirchlichen Arbeit, des Verhältnisses von Beratungsstellen, Gemeinde und verschiedenen Professionen notwendig: Die *alltagsnahe gemeindepäda-*

gogische Beratung ist nicht therapeutisch ausgerichtet, sondern *rückt in die Nähe eines pädagogisch zu gestaltenden Bildungsangebots* für den einzelnen: Lernen, mit wachsender Komplexität umzugehen, Lernen, mit den vielfältigen Optionen und Begrenzungen des eigenen Lebens umzugehen. Selbstverständlich gerät ein solches alltagsnahe Beratungskonzept an seine Grenzen. Nach wie vor gibt es individuelle Bewältigungslagen, die einer eher therapeutischen Bearbeitung bedürfen. Der stark ausdifferenzierte Beratungsbereich zu speziellen Problemlagen und mit dazu notwendigen Zusatzausbildungen, etwa Familientherapie, verschwindet ebenso wenig wie die pfarramtliche Seelsorge, die häufig an den klassischen lebensgeschichtlich-ordnenden Situationen im Lebenslauf – wie Geburt, Eheschließung oder Tod – orientiert ist. Doch diese traditionellen Beratungs- und Seelsorgeangebote werden ergänzt durch gemeindepädagogische Beratung und Seelsorge, die damit auch auf einen steigenden Bedarf nach integrierender alltagsnaher Beratung reagiert.

ELKE PREISING macht darüber hinaus darauf aufmerksam, dass der Aufbau eines Netzes von Ehrenamtlichen ohne das Angebot an Beratung und Seelsorge nur schwer möglich ist. In der Gemeinde eine feste Bezugsperson, verlässliche GesprächspartnerInnen zu haben, stellt nach ihrer Erfahrung für viele Menschen eine Motivation dar, um in Kirche und Gemeinde teilzunehmen und mitzuarbeiten. Das Angebot von alltagsnaher Beratung und Seelsorge ist für sie daher „ein Qualitätsmerkmal von Gemeindefarbeit“.

GemeindepädagogInnen müssen somit grundsätzlich klären, wo die eigenen beruflichen Chancen, aber auch Grenzen liegen. Für die gemeindepädagogische Arbeit ist es wesentlich, das gesamte Spektrum des Seelsorge- und Beratungsbereichs zu kennen. Eine Weitervermittlung an andere Stellen geschieht dann nicht wegen mangelnder beruflicher Kompetenz, sondern gerade wegen der vorhandenen Kom-

petenz der GemeindepädagogInnen zu erkennen, wann die eigenen Möglichkeiten überschritten werden.

Anstelle konkurrierender Angebote und Professionen im Beratungs- und Seelsorgebereich ist verstärkt deren gegenseitige Kenntnis, Akzeptanz und Vernetzung vonnöten. Die erstrangige Frage muss dabei stets sein, welches Angebot dem Einzelnen, der Gruppe in der jeweiligen Lebenssituation angemessen ist. Ungeklärte Strukturen und Zuständigkeiten erschweren sonst eine sinnvolle, den Menschen zugewandte Arbeit.

NICOLE PIROTH

ÜBERLEGUNGEN ZUR GEMEINDEPÄDAGOGISCHEN BERATUNG UND SEELSORGE IM KONTEXT VON THEOLOGIE UND PÄDAGOGIK

In über der Hälfte der evangelischen Landeskirchen in Deutschland spielt die alltagsnahe begleitende Beratung und Seelsorge als Arbeitsfeld für GemeindepädagogInnen eine Rolle; dies vor allem dann, wenn die gemeindepädagogische Arbeit sich über die klassischen Felder der Kinder- und Jugendarbeit hinaus auch auf andere Zielgruppen und Lebenssituationen bezieht.¹ Insgesamt gewinnt dieser Bereich derzeit an Bedeutung. Die gemeindepädagogischen MitarbeiterInnen erleben zum Teil eine verstärkte Nachfrage und melden daher für sich selbst einen erhöhten Fortbildungsbedarf zum Thema Beratung und Seelsorge an. Auch die Berichte des gemeindepädagogischen Forums „Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit“² haben gezeigt, dass dieser Bereich ein wesentliches, eng mit der pädagogischen Tätigkeit verknüpftes, Arbeitsfeld darstellt.

Für die Gemeindepädagogik war der Dialog zwischen Theologie und Pädagogik immer konstitutiv. Daher ist für die Betrachtung des gemeindepädagogischen beratenden und seelsorgerlichen Handelns der Blick in beide Diszipli-

¹ Ergebnisse einer Umfrage der Autorin zu Bestand und Entwicklungstendenzen im gemeindepädagogischen Dienst nach Einschätzungen i.d.R. der landeskirchlichen Beauftragten für die gemeindebezogenen Dienste, Anfang 2000.

² vgl. „Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit – ein Blick in die Praxis“ in diesem Buch, S. 111ff.

nen von Interesse. Hierzu soll exemplarisch ein Blick auf die neuere Diskussion geworfen werden: Zum einen interessiert der Stellenwert des beratenden Handelns innerhalb der Pädagogik und zum anderen der aktuelle Seelsorgediskurs innerhalb der praktischen Theologie. Anschließend sollen die jeweiligen Entwicklungslinien in ihrer Bedeutung für die gemeindepädagogische Arbeit zusammengeführt und abschließend die Frage erörtert werden, welchen Stellenwert das gemeindepädagogische beratende und seelsorgliche Handeln im Gesamtgefüge zukünftiger kirchlicher Arbeit besitzt.

1. BERATUNG UND SEELSORGE ALS THEMA VON PÄDAGOGIK UND THEOLOGIE

BERATUNG ALS THEMA DER PÄDAGOGIK

Pädagogische Arbeit findet heute in einem veränderten gesellschaftlichen Kontext statt. In unserer Gesellschaft sind die Anforderungen an die Gestaltung des individuellen Lebenslaufs gestiegen. In der Pluralisierung der Lebensstile und neuen Wahlmöglichkeiten das eigene Leben zu gestalten liegen nicht nur Chancen und Freisetzungen aus alten Zwängen, sondern zugleich werden Unsicherheiten und Risiken produziert. Das Leben des einzelnen wird zum risikobelasteten Projekt: Jede und jeder einzelne muss die eigene Lebensplanung immer wieder überdenken und neu strukturieren. Immer wieder entstehen Brüche im Lebenslauf, die sich nicht länger nur an den traditionellen biographischen Wendepunkten des Lebens finden. Vielfältige neue Bewältigungslagen sind entstanden, so ist etwa Arbeitslosigkeit mittlerweile zu einem erwartbaren Lebensabschnitt im Leben jedes einzelnen geworden. Eine neue „Zerbrechlichkeit

von Lagen und Biographien in der reflexiven Moderne“³ entsteht.

Gesellschaftliche Prozesse kommen besonders in der Biographie zum Ausdruck: Es gilt heute, Biographien im Spannungsfeld individueller Voraussetzungen und gesellschaftlicher Bedingungen leben zu lernen. Die Identität, die Biographie eines Menschen wird zur Eigenleistung des Individuums, in steigendem Maße werden Selbstthematisierungen fällig. Jeder Einzelne ist damit stärker auch auf pädagogische Beratung, Begleitung und Unterstützung angewiesen.

Das professionelle Beratungsgeschehen zu unterschiedlichsten Themen und Bewältigungslagen hat sich in den letzten Jahrzehnten stark ausdifferenziert und ist auch zu einem kontinuierlich expandierenden Arbeitsbereich für PädagogInnen geworden. In einer große Zahl von Beratungsstellen arbeitet neben psychologischem auch pädagogisches Personal. Häufig ist Voraussetzung hierfür – je nach Ansatz der Einrichtung – eine Zusatzausbildung in psychotherapeutischer Gesprächsführung, systemischer Familientherapie oder anderem. Ansätze einer genuin pädagogischen Beratungstheorie, die die Notwendigkeit neu entstandener Selbstthematisierungen berücksichtigt, gibt es bislang kaum.

Doch die Fragen der Menschen nehmen zu: Eine Flut von Ratgeberliteratur und Talkshows sind Ausdruck dieses gestiegenen Beratungsbedürfnisses. Diese ersetzen jedoch nicht die direkte Auseinandersetzung und tiefergehende menschliche Begegnung. Es gilt daher die Aufmerksamkeit auf die Gestaltung solidarischer Netze und die Bereitstellung zugänglicher sozialer Räume zu richten, in denen angstfrei die alltäglichen Fragen und Hoffnungen des Lebens bearbeitet werden können.

³ Ulrich Beck, Anthony Giddens, Scott Lash, Reflexive Modernisierung, Frankfurt am Main 1996, S. 69

Hier finden sich jedoch erste Anzeichen für einen Perspektivwechsel: Bleibt nach wie vor in den meisten Einführungswerken der Pädagogik die Beschreibung pädagogischer Grundvorgänge und Grundbegriffe noch beschränkt auf ‚Sozialisation, Erziehung, Bildung, Unterricht‘, so findet sich in einem neueren vierbändigen ‚Einführungskurs Erziehungswissenschaft‘ bereits ein deutlich erweitertes Verständnis. ‚Beratung‘ wird als Grundbegriff pädagogischen Handelns ebenso behandelt, wie ‚Beratung: Lebenswelt, Netzwerk, Institutionen‘ als pädagogisches Arbeitsfeld neben den traditionellen Arbeitsfeldern Schule, Kindererziehung, Erwachsenenbildung oder Randgruppenarbeit.⁴ Hier wird ein noch weitgehend defizitorientiertes Verständnis von Beratung in der Pädagogik kritisiert, welches Beratung als quasitherapeutische Methode versteht. Vernachlässigt würden jene Aspekte der Struktur von Beratungssituationen, die Beratung als genuin pädagogisches Handeln bestimmen lassen. Pädagogisches Handeln sollte stärker verstanden werden als Hilfe für die zunehmend selbstbestimmte Gestaltung von Lebenspraxis.

Frank Engel und Frank Nestmann beschreiben, dass mittlerweile vermehrt neben den auch rechtlich fixierten, konstanten Beratungskernbereich, etwa der Berufsberatung, Erziehungsberatung, Drogenberatung u.a. auch ein sich ausweitendes offenes Beratungsfeld tritt, welches häufig eher institutionenkritisch und selbstorganisiert ist.⁵ Mittlerweile ist Beratung implizit ein Arbeitsfeld im Rahmen der sozial-

⁴ Vgl. hierzu: Heinz-Hermann Krüger, Werner Helsper (Hg.), Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft, Einführungskurs Erziehungswissenschaft, Band I, Opladen 1995 sowie Heinz-Hermann Krüger, Thomas Rauschenbach (Hg.), Einführung in die Arbeitsfelder der Erziehungswissenschaft, Einführungskurs Erziehungswissenschaft, Band IV, Opladen 1995

⁵ vgl. hierzu Frank Engel, Frank Nestmann, Beratung: Lebenswelt, Netzwerk, Institutionen, in: Krüger/Rauschenbach, a.a.O., S. 177-188

pädagogischen Arbeit mit Erwachsenen, Alten, MigrantInnen und anderen Zielgruppen geworden. Als Folge taucht Beratung als lebensweltsensibles und alltagsorientiertes Handeln in vielen aktuellen Konzepten auf. Bereits der achte Bundesjugendbericht 1990 hat „Beratung in den Mittelpunkt lebensweltorientierter sozialpädagogischer Arbeit und psychosozialer Versorgung von Kindern, Jugendlichen und ihren Familien gestellt. Beratung erweist sich hier als durchgängige, theoretische und praktische Orientierung, die entlang der Strukturmaximen Prävention, Dezentralisierung, Alltagsorientierung von Settings und Methoden, Normalisierung, Partizipation und Lebensweltbezug formuliert wird.“⁶ Die Autoren konstatieren eine Tendenz zur disziplinübergreifenden sozialwissenschaftlichen Betrachtungsweise, die Beratung nicht länger klinisch-therapeutisch, sondern alltagsnah und lebensweltorientiert sowie kontext- und ressourcensensibel sieht.

All jene Formen alltagsnaher Problembearbeitung werden damit zu einer neuen pädagogischen Aufgabe. Stützende soziale Netze jenseits des professionellen Beratungshandelns zu gestalten gerät vermehrt in den Blick. Der Beratungsdiskurs muss sich künftig verstärkt (erneut) den Traditionen der Gemeinwesenorientierung und der Gemeindepsychologie zuwenden, die als grundlegende Alternative eine integrative Sichtweise psychosozialer Probleme bietet.⁷ Die neuere Diskussion um ‚Empowerment‘ als Prinzip der gestaltenden Lebensbewältigung greift solche Elemente verstärkt auf. Lothar Böhnisch weist jedoch zu Recht darauf hin, dass das „innerpsychische *Paradox des Empowerment* – wenn ich stark sein will muß ich Verlust und Schwäche in mein Selbst integrieren und so als Teil meiner selbst aner-

⁶ a.a.O., S. 185

⁷ vgl. hierzu etwa Heiner Keupp, Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven, München 1994

kennen können“⁸ in der Empowermentliteratur wenig thematisiert wird. „Empowerment braucht aber als Voraussetzung einen schützenden Milieubezug..., in denen sich jenes Vertrauen und jener psychosoziale Rückhalt entwickeln können, durch den die Annahme von Schwäche und Hilflosigkeit durch die KlientInnen selbst erst möglich wird.“⁹

Jener stark ausdifferenzierte Beratungsbereich zu speziellen Problemlagen verschwindet also nicht etwa. Er wird jedoch zunehmend ergänzt durch einen steigenden Bedarf und neue Angebote an integrierender alltagsnaher Beratung. Zu den traditionellen Beratungsangeboten in bedrohten Lebenssituationen kommen nun grundsätzliche: die Begleitung, Beratung und Unterstützung im alltäglichen Leben, die Gestaltung sozialer Orte und Schaffung von Gelegenheiten zur Bewältigung des Lebens.

Die dem Individuum heute abgeforderte Fähigkeit, die eigene Biographie immer wieder selbst zu reflektieren, muss notwendigerweise zu einer Erweiterung pädagogischer Arbeit führen. Beratung in dieser Perspektive ist nicht therapeutisch ausgerichtet, sondern rückt in die Nähe eines pädagogisch zu gestaltenden Bildungsangebots für Einzelne und Gruppen: Es gilt zu lernen, mit der wachsenden Komplexität des Lebens umzugehen, zu lernen, die Fragmente des eigenen Lebens zu einem sinnhaften Ganzen zusammenzufügen, zu lernen, mit den vielfältigen Optionen und Begrenzungen des eigenen Lebens umzugehen und neue tragfähige soziale Netze zu knüpfen. Eine solche alltagsnahe, präventive Beratung stellt eine zeitgemäße Form der Bearbeitung von Modernisierungsprozesse und deren Folgen dar. Es wird zu einer neuen pädagogischen Aufgabe, die im spezialisierten Beratungsbereich entwickelten For-

⁸ Lothar Böhnisch, Sozialpädagogik der Lebensalter, Weinheim 1999 (2. überarbeitete Auflage), S. 275

⁹ Lothar Böhnisch, a.a.O., S. 275

men und Methoden für die alltagsnahe pädagogische Beratungsarbeit zu übersetzen.

SEELSORGE ALS THEMA DER PRAKTISCHEN THEOLOGIE

Auch im aktuellen Seelsorgediskurs innerhalb der Praktischen Theologie finden sich Anzeichen für einen Perspektivenwechsel.¹⁰

Grob skizziert war die Seelsorgetheorie bis in die 60er Jahre von den Leitbegriffen Verkündigung, Beichte und Zusage der Vergebung geprägt. Danach kam ‚Seelsorge als Gespräch‘ als neue Leitvorstellung auf. Auf dem Hintergrund eines psychoanalytisch orientierten Seelsorgediskurses folgte eine Wende zur beratenden Seelsorge und Pastoralpsychologie.

Ähnlich wie weite Teile des pädagogischen Beratungsgeschehens blieb jedoch auch die kirchliche Seelsorge, in der psychologischen Tradition stehend, stark auf das Individuum ausgerichtet. Gegenstand der Bearbeitung waren dessen persönliche Defizite, Konflikte und Probleme mit dem Ziel der Bearbeitung, Heilung und Ganzwerdung des Menschen. Unter Seelsorge wird bis heute mithin das ernste persönliche Gespräch unter vier Augen in einem abgeschlossenen Raum zur Bearbeitung von Lebens- und Glaubensproblemen verstanden.

Die von PfarrerInnen angebotene und ausgeführte Seelsorgepraxis ist häufig an den klassischen lebensgeschichtlich-ordnenden Situationen im Lebenslauf orientiert: Geburt, Eheschließung oder Tod. Hinzu kommen die Felder der Spezialseelsorge in Krankenhaus, Psychiatrie und anderen Einrichtungen, in denen es ebenfalls um die Bearbeitung extremer Lebenskrisen (wie z.B. Krankheit) geht. Solchermaßen auf den Lebenszyklus angelegte und an biographi-

¹⁰ vgl. hierzu beispielhaft Uta Pohl-Patalong, Frank Muchlinsky (Hg.), Seelsorge im Plural. Perspektiven für ein neues Jahrhundert, Hamburg 1999

schen Wendepunkten orientierte Seelsorge wird – in der Tradition Eriksons – verstanden als ein Beitrag zur Herausbildung und Bewahrung einer stabilen Ich-Identität. Zur Aufgabe der Seelsorge wird, die Krisen des Ichs bewältigen zu helfen, Menschen an wesentlichen Wendepunkten des Lebens zu begleiten.

Eine solche Betrachtungsweise wird jedoch heutigen Lebenslagen nicht mehr alleine gerecht. Bei heutigen Biographien kann man nicht länger von einem kontinuierlich gestuften, aufeinander aufbauenden Lebensweg mit klassisch erwartbaren biographischen Wendepunkten und jeweils typischen Bewältigungsproblemen ausgehen. Es gibt zunehmend neue Bewältigungslagen und Situationen im Lebenslauf, die durch die klassischen lebensgeschichtlich-ordnenden sowie an Institutionen wie das Krankenhaus gebundenen kirchlichen Seelsorgeanlässe nicht mehr erfasst werden. Heute neu entstehende Selbstthematisierungen, angesichts sich rasant verändernder gesellschaftlicher Strukturen und individueller Lebensverhältnisse, erfordern neue Seelsorgesituationen, in denen es um deren reflexive Funktion hinsichtlich der Aufgabe geht, das eigene Leben immer wieder neu zu gestalten, es trotz aller Brüche zu einer sinnvollen Biographie zusammenzufügen.¹¹

Durch eine Reduktion des Seelsorge- und Beratungsgeschehens auf psychologische Probleme, die auf dem Hintergrund einer individuellen Entwicklungsgeschichte interpretiert werden, werden die sozialen Zusammenhänge moderner Lebensläufe unterschätzt. Die Einbeziehung gesellschaftstheoretischer Gesichtspunkte könnte zu einer Neubewertung individueller Probleme in Beratung und Seelsorge führen. Ein persönliches Problem wäre dann nicht nur in

¹¹ vgl. zur lebensgeschichtlich-ordnenden und reflexiven Funktion der Religion: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), *Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche*, Frankfurt/Main, 1995, Einleitung, S. 9-23

Beziehung zu setzen zu frühkindlichen Erfahrungen, sondern auch und vor allem zu den Erfordernissen und Widersprüchen der Gesellschaft.¹² Seelsorge muss dazu beitragen, „zwischen ‚objektiven‘ strukturellen Zwängen und ‚subjektiven‘ selbst gesetzten oder aus der eigenen Lebensgeschichte stammenden Grenzen zu unterscheiden.“¹³

Nach diesem Verständnis ist nicht nur das Individuum Aufgabengebiet der Seelsorge, sondern die ganze Gesellschaft, sofern diese eine mögliche strukturelle Ursache für individuelle Probleme darstellt. Seelsorge in diesem Verständnis will nicht nur trösten und beschwichtigen, Beratung nicht nur nach individuellen Lösungen suchen, sondern auch bestärken, ermutigen und zu verantwortlichem gesellschaftlichen Handeln aufrufen. Es gilt, die Selbstwertung des Menschen innerhalb gegebener gesellschaftlicher Verhältnisse in den Blick zu rücken. Hierbei gilt es scheinbare Eindeutigkeiten zu vermeiden, sondern mit den ambivalenten Gegenwartserfahrungen umgehen zu lernen.¹⁴

Diese Dimension wird etwa mit folgenden Schlagworten in den Blick genommen: ‚Seelsorge im diakonischen Horizont‘, ‚entrüstete Seelsorge‘, ‚prophetische Seelsorge‘ oder ‚aktivierende Seelsorge‘.¹⁵ Die soziale Lage von Individuen

¹² vgl. hierzu beispielsweise: Isolde Karle, *Seelsorge als Thematisierung von Lebensgeschichte. Gesellschaftsstrukturelle Veränderungen als Herausforderung der evangelischen Seelsorgetheorie*, in: Monika Wohlrab-Sahr, 1995, a.a.O., S. 198-217 sowie: Uta Pohl-Patalong, *Individuum und Gesellschaft in der Seelsorge*, in: Pohl-Patalong/Muchlinsky, a.a.O.

¹³ Pohl-Patalong, a.a.O., S. 121ff

¹⁴ vgl. zu den Ambivalenz-Erfahrungen der Gegenwart auch Roland Degen in diesem Buch, ab S. 175, insbesondere S. 185ff.

¹⁵ vgl. hierzu beispielhaft: Kristian Fechtner, *Sich nicht beruhigen lassen. Seelsorge nach Henning Luther und Michael Klessmann, Gibt es eine prophetische Dimension in der Seelsorge im Krankenhaus?*, beide in: Pohl-Patalong/Muchlinsky, a.a.O., S. 89-101 bzw. S. 127-139

in der Moderne soll wieder in den Blick kommen, es gilt nicht zu ‚ver-trösten‘ angesichts von Lebenssituationen, die in gesellschaftlichen Problemen begründet sind. Es gilt die gesellschaftliche Bedingtheit persönlichen Leidens nicht auszublenden und zu befreiendem Handeln aufzufordern.

Eine psychologische und individualistische Ausrichtung der Seelsorge beinhaltet daneben eine weitere Schwäche: „Eingehender (selbstkritischer) Prüfung ist die Frage wert, ob wirklich eine volle kommunikative Beziehungsstruktur im Umgang mit dem Anderen realisiert ist oder ob sich nicht – verstärkt durch eine therapeutische Expertenkultur – unerschwerlich weiterhin eine Beziehungsstruktur durchhält, die nach dem Defizitmodell gestaltet ist.“, so Henning Luther.¹⁶ Luther hat den Begriff der ‚fragmentarischen Identität‘ in den praktisch-theologischen Diskurs eingebracht. Akzeptiert man, dass Leben immer Fragment bleiben muss, dann gilt es Abschied zu nehmen von der Vorstellung, mittels Seelsorge können der ‚ganze Mensch‘ (wieder-) hergestellt werden. Es gilt Abstand zu nehmen von der Vorstellung einer ‚Normalbiographie‘. Seelsorge hätte dann vielmehr zur Kenntnis zu nehmen, dass auch disparate Elemente zu einer Lebensgeschichte dazugehören. Es gilt Brüche im Leben zu akzeptieren und mit Widersprüchlichkeit umgehen zu lernen. Zum Menschsein gehört die Fähigkeit, Glück und Leid, Harmonie und Konflikt, Gesundheit und Krankheit, Einsamkeit und Verbundenheit, Fremdheit und Vertrautheit als unauflöslich zusammengehörig zu erkennen. Diese Fähigkeit zu stärken, wird zu einer seelsorgerlichen Aufgabe. Seelsorge dient dann nicht (nur) der Bearbeitung von Konflikten, sondern zielt auf die Förderung und Stärkung der Fähigkeit, ein gelingendes Leben zu führen.

Eine wirklich solidarische Begegnung mit dem Anderen hindert daran, „das Leiden der Anderen nur als deren per-

¹⁶ Henning Luther, Religion und Alltag, Stuttgart, 1992, Kapitel „Alltagssorge und Seelsorge“, S. 237

sönliches Problem, als deren Mangel anzusehen. Sie kann uns daran erinnern, dass ihr Leiden immer auch ein Leiden an unserer Welt ist (Röm. 8, 22-24). Der andere, der aus der Welt fällt, wirft ein Licht auf den Riß, der durch unsere Welt geht und der keine falsche, vorschnelle Versöhnung zuläßt.“¹⁷ In einer solchen Abkehr von der individualisierten Seelsorge, im Wahrnehmen auch der strukturellen Perspektive, wird deutlich, dass Seelsorge auch eine soziale Dimension besitzt, dass sie eng verknüpft ist mit pädagogischem, diakonischem und gesellschaftskritischem Handeln. Solidarische Seelsorge stellt dann notwendigerweise auch Anfragen an die SeelsorgerInnen, stellt Anfragen auch an die Erneuerung von Kirche. Seelsorge wird überall dort zu einem Grundgeschehen christlicher Gemeinde, wo im kirchlichen Alltag nach gemeinsamen Sprach- und Ausdrucksformen gesucht wird. Persönliche Erfahrungen sollen mit den Erfahrungen anderer Menschen in Vergangenheit und Gegenwart in Verbindung gebracht werden. Seelsorge dient dann auch der gemeinsamen Verständigung über das Leiden an dieser Welt und das Hoffen auf eine bessere Welt.

Gemeindepädagogische Beratung und Seelsorge will daher nicht von pädagogischer Beratung als Lebenshilfe ununterscheidbar werden. Vielmehr ist sie insofern *andere*, christliche Lebenshilfe, als sie religiöse Sprachformen und Deutungsmuster anbietet: „Seelsorge deutet das Leben dabei nicht nur mit Hilfe des Gesprächs, sondern mit den vielfältigen und komplexitätsreichen *Medien religiöser Kommunikation*: mit Gebeten und Liedern, mit der Poesie der Psalmen und den fundierten Geschichten des christlichen Glaubens, mit religiösen Gesten und Symbolhandlungen.“¹⁸

¹⁷ Henning Luther, a.a.O., S. 238

¹⁸ Isolde Karle, Was ist Seelsorge? in: Pohl-Patalong/Muchlinsky, a.a.O., S. 43

Seelsorge ist so etwas wie ‚Beratung plus‘: für Christen und Christinnen ist nicht die Gesellschaft, sondern Gott letzter Bezugspunkt der Biographie. Dies kann helfen, sich von modernen Selbstdeutungen zu distanzieren, die individuelle Lebensgeschichte symbolisch sinnhaft zu einem Ganzen zu integrieren. Es geht um eine Erweiterung der Deutungsmöglichkeiten unter Zuhilfenahme christlicher Sprachangebote. Christliche Seelsorge kann helfen, Menschen aus der bloßen Privatheit und Unmittelbarkeit des Lebenslaufs zu befreien und neue Perspektiven zu eröffnen, Kontingenzerfahrungen sind dann nicht nur bedrohlich sondern auch positiv erlebbar, als ‚auch anders sein können‘. „Das für die Gegenwart typische Bewusstsein, dass alles immer auch anders sein könnte, kann sich mit der religiösen Ahnung von einem anderen, besseren Leben und der Sehnsucht nach diesem treffen.“¹⁹

2. GEMEINDEPÄDAGOGISCHE BERATUNG UND SEELSORGE

Der kurze Blick in aktuelle Ansätze von Beratung und Seelsorge in Pädagogik und Praktischer Theologie macht einige Gemeinsamkeiten deutlich: Es gibt Tendenzen, Beratung und Seelsorge wieder mehr in den Alltag der Menschen zurückzuholen, nicht alles in spezialisierte Bereiche auszulagern. Gefordert wird eine Abkehr von einem ausschließlich individualisierten Verständnis, hin zu einem stärkeren Gesellschaftsbezug, zur Ressourcengestaltung, Anwaltschaft und Bestärkung gesellschaftlichen Engagements. Es sollen wieder mehr die Eigenkräfte und die vielfältigen sozialen Netze gestärkt werden.

¹⁹ Uta Pohl-Patalong, Individuum und Gesellschaft, in: Pohl-Patalong/Muchlinsky, a.a.O., S.123

In der neueren (Sozial-) Pädagogik kommen immer mehr die Frage der Gestaltung von alltagsnahen Ressourcen und Netzwerken, die Förderung ehrenamtlichen Engagements und Empowerment als wesentliche Gestaltungsaufgabe für professionelles beratendes und pädagogisches Handeln in den Blick. Aus der Arbeit von Selbsthilfegruppen und -initiativen ist dem Aspekt gegenseitiger, stützender Beratung innerhalb einer Gruppe neue Aufmerksamkeit zuge wachsen. Formen alltagsnaher Beratung kommen als integrativer Bestandteil pädagogischen Handelns in den Blick. In pädagogischen Entwürfen wird jedoch die Frage nach der *religiösen Bedürftigkeit* des Menschen in der Regel nicht in den Blick genommen.

Dieser Dimension kommt hingegen erwartungsgemäß im theologischen Seelsorgediskurs eine besondere Bedeutung zu. Die Schwäche der theologischen Ansätze liegt jedoch andererseits häufig darin, dass die Fragen nach der Stärkung alltäglicher, solidarischer Seelsorge in Kirche und Gemeinde, nach der Förderung und Unterstützung ehrenamtlicher oder *wechselseitiger Beratung und Seelsorge*, nach den Auswirkungen eines veränderten Seelsorgeverständnisses auf Gemeindekonzeptionen, nicht diskutiert wird.

Die gemeindepädagogische Perspektive integriert die pädagogische und die theologische Sichtweise und nimmt zweierlei in den Blick: Einerseits wird das alltägliche seelsorgerliche und beratende Geschehen zunehmend als integrativer Bestandteil der *gemeindepädagogischen* Arbeit verstanden, andererseits handelt es sich hierbei in *gemeindepädagogischem* Verständnis nicht um ein Exklusivangebot einzelner Professionen, sondern um ein Grundgeschehen von Gemeinde.

Gemeindepädagogische Seelsorge und Beratung wirkt hierbei präventiv, will helfen, die eigenen Grenzen zu erweitern und Handlungsspielräume hinzuzugewinnen. Aufgabe des beratenden und seelsorgerlichen Handelns von Gemeinde-

pädagogInnen ist daher die Wahrnehmung der Struktur heutiger Lebenslagen und stärkere Berücksichtigung der gesellschaftlichen Bedingtheit individuellen Leidens und Suchens.

Die Berichte aus der Beratungs- und Seelsorgepraxis²⁰ haben gezeigt, dass GemeindepädagogInnen auch in ihrem Umgang mit Gruppen seelsorgerliche Aspekte bewusst einbringen, dass sie auch nonverbale, symbolische Ausdrucksformen als ‚seel-sorgend‘ verstehen. Beschrieben wurde, dass der Unterschied zwischen einem ‚normalen‘ und einem Seelsorgegespräch, der Unterschied zwischen Beratung und Seelsorge häufig fließend sei. Man könnte den GemeindepädagogInnen daher vorwerfen, mit einem solchermaßen ‚schwammigen‘ Beratungs- und Seelsorgeverständnis definierten sie all ihr Handeln zur Seelsorge um. Die Schwierigkeiten, hier genaue Grenzen zu definieren, resultieren jedoch genau aus jenem Alltags- und Lebensweltbezug, der gleichzeitig die besondere Stärke der Gemeindepädagogik ausmacht. GemeindepädagogInnen sind sich dieser Problematik durchaus bewusst und sehen hier für sich selbst auch Fort- und Weiterbildungsbedarf, um mit den Dynamiken alltagsnaher und situationsbezogener Beratung und Seelsorge besser umgehen zu lernen. Einig sind sie sich jedoch darin, im Rahmen ihrer gemeindepädagogischen Tätigkeit konsequent „die Würde der kleinen Formen des Alltags“ (Eberhard Hausschildt) achten zu wollen.

Hausschildt macht darauf aufmerksam: „Alltagsseelsorge macht nicht Professionalität überflüssig, sondern umgekehrt, es gehört zur Professionalität des Seelsorgeberufs der Zukunft, mit den alltagsseelsorgerlichen Dynamiken bewusst und kontrolliert umzugehen. Oder anders gesagt: Das schlechte Gewissen um die mangelnden Fähigkeiten in der Seelsorge wird entlastet, jedoch mit einer bestimmten Ziel-

²⁰ siehe „Beratung und Seelsorge in der gemeindepädagogischen Arbeit – ein Blick in die Praxis“, S.

richtung: die Würde der kleinen therapeutischen und theologischen Formen des Alltags zu erkennen, sich in ihnen zu bewegen und so dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen auf die Spur zu kommen. ... Alltagsseelsorge meint, die gewöhnlichen Gesprächsgelegenheiten und das normale Gesprächsverhalten zu achten, theologisch und therapeutisch zu achten als eine eigene, zwar in ihren Leistungen begrenzte, aber doch voll gültige Erscheinung menschenzugewandten Christentums.“²¹

3. DIE BERATENDE GEMEINDE – EINE GEMEINDEPÄDAGOGISCHE UTOPIE?

Es geht darum, durch gemeindepädagogisches Handeln die entstandene Lebensunsicherheit der Menschen als Aufgabe nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für Kirche und ihre Gemeinden zu begreifen, die eine Bereitstellung von sozialen Räumen, Zeit, Informationen und Personen erfordert. Hierbei müssen GemeindepädagogInnen sich der eigenen professionellen Grenzen bewusst sein: Die spezifische Chance des gemeindepädagogischen Kontextes liegt in ihrem Angebot alltäglicher, lebensstabilisierender und präventiver Beratung und Seelsorge. Jedoch ersetzt dies nicht die Angebote spezialisierter Beratungsstellen oder die pfarramtliche Seelsorgepraxis. Die gemeindepädagogische Seelsorge und Beratung als präventives gemeindepädagogisch verantwortetes (Bildungs-) Angebot der Ermutigung und Befähigung ergänzt und erweitert jedoch vorhandene Angebote. Hierbei sind die Grenzen zur seelsorgerlichen Unterstützung in aktuellen Lebenskrisen und zu klar definierten Beratungsprozessen fließend. Notwendig ist daher in Zukunft die stärkere gegenseitige Kenntnis und Vernet-

²¹ Eberhardt Hausschildt, Alltagsseelsorge, in: Pohl-Patalong/Muchlinsky, a.a.O., S. 16

zung der Angebote innerhalb einer Region, der gegenseitige Verweis aufeinander, wenn die eigenen professionellen Grenzen überschritten werden oder das eigene Hilfeangebot dem ratsuchenden Menschen nicht angemessen erscheint.

Es ist ein gemeindepädagogischen Anliegen, die gesamte Gemeinde²² zu einem Ort der sozialen Netze, zum Stützpunkt und zur Anlauf- und ‚Beratungsstelle‘ zu entwickeln. Leitfragen sind hier: Wie kann das vielfältige, ausgelagerte Beratungsgeschehen teilweise wieder in den Alltag der Gemeinde, und damit näher zu den Menschen, zurückgeholt werden? Wie kann Gemeinde zu einem Ort der Auseinandersetzung mit und der Bewältigung von existentiellen Lebensproblemen werden? Wie können die Beratungs- und Seelsorgeangebote unterschiedlicher Professionen und Einrichtungen in einer Gemeinde, einer Region, einem Gemeinwesen stärker miteinander vernetzt werden?

Die Chance der großen Kirchen in Deutschland liegt darin, dass sie mit ihrem flächendeckenden Netz an Gemeinden im sozialen Nahraum der Menschen präsent sind. Gemeinden können als alltagsnahe Ressourcen zur Lebensbewältigung an Bedeutung gewinnen, wenn es gelingt, ein Klima des Vertrauens in ihnen herzustellen, Raum und Gelegenheit zu beratendem und seelsorgerlichem Gespräch zu schaffen.

Hierbei ist zu beachten, dass es unterschiedliche Ebenen des seelsorgerlichen Handelns gibt: Auf einer *personalen Ebene* geht es im Seelsorgegeschehen darum, dass Einzelne lernen, persönliche und strukturell bedingte Krisen zu bewältigen, mit neuen und veränderten Situationen umzugehen, mit eigenen Begrenzungen leben zu lernen und sich neue Optionen zu erschließen. Im Umgang mit *Gruppen* geht es um die Herstellung einer Atmosphäre der gegenseitigen Offenheit, das gemeinsame Bedenken von Problemen,

²² Gemeinde wird hier nicht ausschließlich im Sinne von Parochie verstanden, sondern als Gemeinde ‚am gegebenen Ort‘.

das gemeinsame Aushalten von Leid und das Mit-Teilen von Freude. Es geht um das Finden einer gemeinsamen Sprache für das, was gemeinsam bewegt. Auf einer *strukturellen Ebene* geht es um eine neue Aufmerksamkeit für das Grundgeschehen des Gemeinwesens und der Gemeindebildung. Es gilt wachsam darauf zu achten, was an Entwicklungen, Suchbewegungen, an Leid, an Frage und Protest erkennbar wird. Diese Zeichen gilt es zu sehen, zu erkennen und aufzugreifen in der gemeindepädagogischen und generell in der kirchlichen Arbeit. Auf diese Weise kann eine beratende, eine seelsorgende Gemeinde entstehen: Aushalten was ist, sich gegenseitig annehmen, wie man ist, eine gemeinsame Sprache finden für das, was gemeinsam bewegt, verändern was nötig ist, hoffen auf und arbeiten für eine bessere Welt.

Es ist ein gemeindepädagogisches Anliegen, dafür sensibel zu machen, wie Alltagsseelsorge und Beratung einen selbstverständlichen Platz in Kirche und Gemeinde einnehmen können. Die ‚beratende Gemeinde‘ wird dann zu einer gemeinsamen Aufgabe aller Beteiligten. Hierbei geht es der Gemeindepädagogik insbesondere auch um eine Stärkung und Qualifizierung der Ehrenamtlichen, die gleichfalls beratend und seelsorgerlich tätig sind. Dies stellt Anfragen an bestehende Gemeindekonzeptionen und nimmt vor allem das Priestertum aller Gläubigen ernst, indem Seelsorge kein Exklusivangebot von TheologInnen und ausgebildeten BeraterInnen bleibt, sondern zu einem selbstverständlichen Bestandteil christlichen Lebens wird. Es gilt, die Menschenfreundlichkeit Gottes in unseren kirchlichen Strukturen deutlich werden zu lassen: Finde ich AnsprechpartnerInnen? Bin ich willkommen? Nimmt man sich Zeit für mich? Können wir gemeinsam eine Sprache finden für das, was uns bewegt? Können wir dem symbolisch Ausdruck verleihen, für das wir keine eindeutigen Worte finden können?

Positive Erfahrungen können anstecken, Mut zum eigenen Engagement machen, die Wahrnehmung für die Nöte anderer schärfen und ein Klima des Vertrauens entstehen lassen. Versteht man solchermaßen christliche Seelsorge als wechselseitiges Geschehen, verändert dies auch die Beraterin, den Seelsorger und die beratende Organisation als ganze. Dies führt zu einem Perspektivenwechsel: „Es ist nicht die Kirche, die Seelsorge anbietet und betreibt, sondern es ist die seelsorgerliche Begegnung, in der Kirche entsteht und aus der sie erwächst.“²³

Wenn die ganze Gemeinde einen seelsorgerlichen Zug hat, wenn also Seelsorge den Hauch des Besonderen, des Gesprächs im abgeschirmten Rahmen unter vier Augen verliert, dann ist vielleicht die Frage, wann ein ‚normales‘ Gespräch zum Beratungs- oder Seelsorgegespräch wird, gar nicht mehr so bedeutend. Vielmehr ist die gegenseitige seelsorgende Zuwendung ein alltäglicher Bestandteil des Gemeindelebens.

Wenn christliche Seelsorge konsequent heutige Lebenswelten in den Blick nimmt und keine kirchliche Sonderwelt darstellt, wenn Gemeinden christliche Deutungsangebote bereithalten, die ihre Relevanz bei den Biographiekonstruktionen heutiger Menschen gewinnen können, ohne diese aufzudrängen, dann können sie zu Orten in unserer Gesellschaft werden, an denen es möglich ist, Fragen zu stellen, Leiden und Hoffen Ausdruck zu verleihen und solidarische Formen der Bewältigung und Veränderung zu suchen.

²³ Kristian Fechtner, *Sich nicht beruhigen lassen. Seelsorge nach Henning Luther*, in: Pohl-Patalong/Muchlinsky, a.a.O., S.96

TEIL III:

GEMEINDEPÄDAGOGISCHE ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN

LUDWIG METZGER

EHRENAMTLICHE ARBEIT IN KIRCHENGEMEINDEN UND KIRCHLICHER STRUKTURWANDEL

1. GESELLSCHAFTLICHER UND KIRCHLICHER STRUKTURWANDEL

Die Frage der Notwendigkeit eines kirchlichen Strukturwandels wird in den letzten Jahren immer wieder diskutiert. Notwendig sei, so sagen verschiedene Stimmen, die Stärkung der mittleren Ebene, der Dekanate, Propsteien o.ä.. Denn angesichts einer immer komplexer werdenden, sich ausdifferenzierenden Gesellschaft sei die einzelne Ortsgemeinde nicht oder nicht mehr in der Lage, den verschiedenen Problem- und Bedürfnislagen gerecht zu werden; außerdem seien die Menschen selbst flexibler geworden und würden sich nicht mehr nur in einem kleineren Umfeld (Dorf, Stadtteil), sondern in einer größeren Region verankern. In dieser Region gebe es ein Netz von mehreren signifikanten Orten für die einzelnen Menschen. Diesem veränderten Verhalten der Menschen müsse sich auch die Kirche anpassen. So könne auch eine einzelne Kirchengemeinde in der Regel nicht mehr allein Ausgangs- und Mittelpunkt kirchlicher oder gemeindlicher Identität sein. Vielmehr müsse es auch in der Kirche verschiedene Orte in einer Region geben (Parochie, regionale Zentren, Akademien, Freizeitheime, spezielle Dienste u.a.), die unterschiedliche Funktionen wahrnehmen und sich gegenseitig ergänzen.

Dieser Ansatz an sich ist nicht neu. Schon in den sechziger und siebziger Jahren wurde eine Strukturreform der Kirche unter dem Stichwort der ‚Regionalisierung‘ oder ‚Stärkung

des Kirchenbezirks' diskutiert.¹ Auch damals plädierten viele für eine Stärkung der mittleren Ebene. Was heute die Diskussion vor allem neu entfacht hat, sind die schwindenden finanziellen Einnahmen der Kirche und die rapide abnehmenden Möglichkeiten der gesellschaftlichen Einflussnahme der Kirche. Daher werden die notwendigen strukturellen Minderungen oft unter dem Blickwinkel einer Ressourcenkonzentration und der Gewinnung eines neuen kirchlichen Profils betrachtet. Damit kommt eine Schiefelage in die Diskussion. Während in den siebziger Jahren gesellschaftsdiakonische Motive im Vordergrund standen, mit denen man die Sache Jesu voranbringen wollte, droht jetzt das Interesse an kirchlicher Selbsterhaltung Priorität zu gewinnen. Das ändert allerdings nichts daran, dass die Kirche immer die Aufgabe hat, um der Menschen willen gesellschaftliche Veränderungen sensibel wahrzunehmen und Konsequenzen daraus für die kirchliche Praxis (unter Einschluss notwendiger Strukturveränderungen) zu ziehen.

Es stellt sich die Frage, warum die angestrebten Reformen der siebziger Jahre letztlich gescheitert sind. Lag es nur an der Trägheit der Institution Kirche oder an der Unbeweglichkeit von Gemeinden, die sich an festgefahrenen Traditionen klammern und unfähig waren, über den eigenen Kirchturm zu blicken? Auch heute kommen ja zum Teil Widerstände aus Ortsgemeinden, die an herkömmlichen

¹ nachzulesen z.B. in Strukturausschuss der EKD (Hg.), Überlegungen zur Strukturplanung in der Kirche, 1965 und 1967 (Umdruck); Raumordnungs- und Strukturausschuss der Ev. Kirche in Rheinland (Hg.), Vorschläge zur Neuordnung des kirchlichen Dienstes in den Gemeinden, Düsseldorf 1970; Landeskirchenamt Bielefeld (Hg.), Überlegungen zur gegliederten Gesamtgemeinde (Bericht des Strukturausschusses), Bielefeld 1969; Ev. Kirche in Hessen und Nassau (Hg.), Die Ortsgemeinde im Nachbarschaftsbezirk, München 1971; R. Roessler, Perspektiven der Planung. Die funktionale und räumliche Gliederung der Kirche (Umdruck), 1970; J. Busse, Das Modell der Kirchenregion (Umdruck), 1970

Strukturen festhalten wollen. Ist das ein Ausdruck der Unfähigkeit zum Wandel, des Mangels an Bereitschaft, sich neuen Wegen Gottes zu öffnen? Sollte man über solche ‚kleinkarierte Bedenken‘ hinwegsehen und um so beharrlicher den Weg der Erneuerung gehen? Oder steckt in solchen Widerständen auch Bedenkenswertes? Es könnte ja sein, dass gerade in der heutigen Zeit des schnellen gesellschaftlichen Wandels Kirche sehr vorsichtig mit gewachsenen Traditionen umgehen, sie nicht ohne Not zerstören, sondern behutsam weiterentwickeln sollte. Bevor ich mich dieser Frage stelle, möchte ich mich aber zunächst dem zweiten Aspekt des Thema zuwenden, der Arbeit Ehrenamtlicher.

2. EHRENAMTLICHE ZWISCHEN PAROCHIE UND KIRCHENREGION

Was hat die Existenz Ehrenamtlicher und deren Bedeutung und Funktion in der Kirche mit der gerade verhandelten Fragestellung zu tun? Vordergründig kann man folgenden Zusammenhang herstellen: Ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden in den Konflikt hineingezogen, der sich daraus ergeben kann, dass die Parochie nicht mehr alleiniger Ort der Sammlung von Gemeindegliedern ist, sondern mehrere Zentren auf verschiedenen Ebenen sich möglicherweise Konkurrenz machen. Diese Situation ist allerdings nicht neu. Schon seit Jahrzehnten gibt es – in zunehmendem Maße – übergemeindliche Einrichtungen verschiedener Art, die meist ebenso auf ehrenamtliche Mitarbeit angewiesen sind wie die Ortsgemeinden. Neu ist freilich, dass jetzt versucht wird, die Gewichtungen zu verschieben. Bis jetzt konnten viele Parochien sich der Illusion hingeben, ‚Kirche im Dorf‘ zu sein – also die Vorstellung haben, um die Ortsgemeinde als dem Kern kirchlicher Arbeit gruppieren sich alle andere kirchliche Arbeit auf Dekan-

nats- oder gesamtkirchlicher Ebene. Dies war oft verbunden mit dem Bewusstsein: „Wir leisten die eigentliche Arbeit – Die Praxis der andern braucht man im Grunde nur am Rande zur Kenntnis nehmen.“ Nun werden sie mit einer Konzeption konfrontiert, die die übergemeindlichen Einrichtungen und Funktionspfarrämter nicht mehr nur als eigenen Bereich oder als Zuträger für Gemeindegemeinschaft versteht, sondern die bestimmte Aufgaben und Funktionen, die bisher Gemeinden wahrgenommen haben, auf die mittlere Ebene verlagern und die zentrale Stellung der Ortsgemeinde in Frage stellen oder relativieren möchte. Und dagegen richtet sich Widerstand. Aus der Optik mancher Kirchenvorstände, Pfarrer oder anderer hauptamtlich in Ortsgemeinden Tätiger ziehen übergemeindliche Ämter und Funktionen (z.B. Stadtjugendpfarrämter, Dekanatsjugendreferenten) dringend benötigte Freiwillige aus den Gemeinden ab, tragen damit zur Auszehrung der Gemeindegemeinschaft bei, die als Basis kirchlicher Arbeit verstanden wird. Man kann diese Optik sicher in Frage zu stellen und eine Gegenrechnung aufmachen. Denn die Gemeinden profitieren ja auch von den übergemeindlichen Einrichtungen, erhalten von ihnen Unterstützung und Beratung. Nicht zuletzt werden auf übergemeindlicher Ebene Mitarbeiterfortbildungen durchgeführt, die den ehrenamtlich in den Gemeinden Tätigen und damit der Gemeindegemeinschaft zugute kommen.

Aber mit dieser Gegenrechnung verbleibt man noch im Bann einer bestimmten Argumentationsfigur, die die entscheidende Frage gar nicht in den Blick nimmt. Das ist die Frage, ob die Institution Kirche bzw. Gemeinde für die Menschen da ist oder ob die Menschen für die Institution da sind. Aus theologischer Sicht muss man wohl mit Bezug auf das bekannte Jesuswort (Mk. 2,27) die Frage eindeutig im Sinne der zweiten Position entscheiden. Aber was dies für die Gegenwart bedeutet, kann nicht unmittelbar aus der Bibel abgeleitet werden, sondern bedarf der gesellschaftlichen Analyse. Wir haben in unserer pluralen Gesellschaft

nicht mehr zentrale, die Einheit dieser Gesellschaft verkörpernde Orte; die Konzentrik ist längst durch eine Polyzentrik ersetzt.² Es ist nur folgerichtig, dass es auch im kirchlichen Leben nicht mehr allein die Ortsgemeinde, sondern eine Vielzahl bedeutsamer Orte gibt, die den Menschen bei der Bewältigung der Vielzahl von Alltagsproblemen in unterschiedlicher Weise beistehen und gerade durch deren Vernetzung den Menschen helfen können, eine Gesamtperspektive des Lebens zu gewinnen. Welche Orte für wen, in welcher Situation hilfreich sind, kann nicht von vornherein festgelegt werden, die erforderlichen Entscheidungen müssen die Menschen selbst treffen. Daher ist es notwendig, dass es viele Möglichkeiten des kirchlich-gemeindlichen Engagements in unterschiedlichen Feldern, auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen institutionellen Zusammenhängen gibt.

Im folgenden soll jetzt wieder die oben gestellte Frage aufgenommen werden, welche Bedeutung gewachsene Traditionen haben. Dabei ist deren Spannungsverhältnis zu notwendigen Veränderungsprozessen zu diskutieren. In diesem Spannungsverhältnis spielen ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – so die These, die jetzt aus gemeindepädagogischer Sichtweise entfaltet werden soll – eine wichtige vermittelnde Rolle.

3. KIRCHLICH-GEMEINDLICHE PROZESSE DER STRUKTURVERÄNDERUNG AUS GEMEINDEPÄDAGOGISCHER SICHT

Es gibt sechs Gründe, weswegen der gemeindepädagogische Ansatz weiterführende Perspektiven für die Bearbei-

² vgl. dazu B. Waldenfels, In den Netzen der Lebenswelt, Frankfurt 1985, S.194-211, insbes. S. 209f.

tung der mit der notwendigen Strukturreform zusammenhängenden Fragen bietet:

1. Kirchenreform war von Anfang an ein Grundanliegen von Gemeindepädagogik. Ohne diesen Aspekt ist Gemeindepädagogik nicht denkbar.
2. Lebensweltbezug und der Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit ist für Gemeindepädagogik konstitutiv.
3. Gemeindepädagogik tritt daher ein für einen Perspektivenwechsel, den W.E.Failing folgendermaßen beschreibt: „Anstatt daß die einzelnen aus der Perspektive des Ganzen (der Kirche) betrachtet werden, soll Gemeindepädagogik das Ganze (Religion, Glaube, Kirche) aus der Perspektive der (betreffenden) Subjekte wahrnehmen.“³
4. Förderung und Bildung von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern war immer ein zentrales Anliegen gemeindepädagogischer Arbeit. Dies hängt mit der Zielsetzung der Stärkung des Laienelementes zusammen. Sie sieht ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen als Repräsentanten und Vertreter der kirchlichen Basis.
5. Gemeindepädagogik sieht notwendige strukturelle Änderungen nie isoliert, sondern immer im Zusammenhang von und in Wechselwirkung mit Lernprozessen von Gruppen und einzelnen. Daher kann Gemeindepädagogik von oben oder von außen verordnete Strukturveränderungsprogramme ohne Berücksichtigung der vorhandenen Ausgangslage nicht befürworten.
6. Zu den Zielen von Gemeindepädagogik gehört es, Abschottungen zu verhindern, Versäulungen aufzubrechen und Menschen zu ermutigen, sich neuen Erfahrungen und Begegnungen zu öffnen. Daher ist Gemeindepäda-

³ Jahrbuch der Religionspädagogik (JRP) 11/1994, Neukirchen-Vluyn, 1995, S. 44

gogik auch bestrebt, Vernetzungen zwischen unterschiedlichen Bereichen, Feldern und Ebenen herzustellen.

Aus diesen sechs Punkten ergeben sich bestimmte Konsequenzen für die Betrachtung und Bearbeitung der kirchlichen Strukturfragen.

Ein Programm zur Stärkung der mittleren Ebene gewinnt in gemeindepädagogischer Sichtweise eine andere Optik. Gemeindepädagogik leitet daraus eine Konzeption ab mit dem Ziel, in Gemeinden einen *Prozess grenzüberschreitenden Lernens* anzustoßen. Damit wird einerseits die Notwendigkeit struktureller Reformen als Folge gesellschaftlichen Wandels anerkannt, andererseits wird abgewehrt, dass diese Strukturen von außen oder von oben vorge setzt werden. Ziel ist es, dass die kirchliche Basis sich selbst auf den Weg macht. Dies ermöglicht auch, vor Ort entstandene Traditionen nicht einfach über Bord zu werfen, sondern ihre Tauglichkeit und Zeitgemäßheit zu überprüfen und sie gegebenenfalls unter veränderten Bedingungen neu zu buchstabieren und zu modifizieren.

Da gerade in der Ev. Kirche in Hessen und Nassau angestrebt wird, die Anstellungsebene von Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen zu verändern, können hier beispielhaft die in diesem Prozess enthaltenen Möglichkeiten und Chancen diskutiert werden. Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen sollen nicht mehr wie bisher von einzelnen Ortsgemeinden, sondern vom Dekanat angestellt werden. Dies ist im Zusammenhang zu sehen mit der Strukturreform der Stärkung der mittleren Ebene und von daher eine folgerichtige Maßnahme. Gestritten wird aber über die Frage, ob mit der Veränderung der Anstellungsebene auch eine Verlagerung des Arbeitsfeldes auf die Dekanats ebene erfolgen soll – in Analogie zur Arbeit der Dekanatsjugendreferentinnen und -referenten. Vieles spricht dafür, dies nicht zu tun, sondern Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen – zumindest schwerpunktmäßig –

im Arbeitsfeld einer Gemeinde zu verankern. Denn es ist wichtig, dass die neue Struktur nicht nur von Hauptamtlichen getragen wird, sondern dass die einzelnen Gemeinden diesen Prozess mittragen, über ihren Kirchturm hinausblicken und sich in die Region hinein öffnen. Um solche Lernprozesse auszulösen und zu begleiten, sollten Gemeindepädagoginnen und -pädagogen den Schwerpunkt ihrer Arbeit in einer Gemeinde haben. Das schließt allerdings nicht aus, sondern ausdrücklich ein, dass sie auch grenzüberschreitend wirken.

Ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter spielen in diesem Prozess eine Schlüsselrolle. Sie sind Multiplikatoren. Wenn sie grenzüberschreitende Erfahrungen machen, wird das auch nicht ohne Wirkung bleiben auf das Bewusstsein der übrigen Gemeinde. Mitarbeiterbildung sollte daher neben der notwendigen Begleitung, die Ehrenamtlichen durch Hauptamtliche in der eigenen Gemeinde zuteil wird, immer auch in Teilen übergemeindlich organisiert sein. Die Konzeptionserstellung der Mitarbeiterbildung sollte in Teamarbeit aller Gemeindepädagoginnen und -pädagogen (und anderer für die Mitarbeiterbildung zuständigen Hauptamtlichen) und unter Einbeziehung von Ehrenamtlichen auf Dekanats Ebene erfolgen. Mitglieder dieses Teams könnten unter Berücksichtigung von speziellen Kompetenzen einzelner punktuell auch in Nachbargemeinden tätig werden. Erfahrene ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen könnten in bestimmten Bereichen auch an der Mitarbeiterbildung beteiligt werden und ihre Erfahrungen auch in Nachbargemeinden weitergeben. Die Mitarbeiterbildung könnte demnach zu einem *Modell grenzüberschreitenden Lernens in der Gemeinde* werden. Einer Gemeinde aber, die es gewohnt ist, in ständigem Austausch mit Nachbargemeinden zu sein, und das als Bereicherung erfährt, wird es leichter fallen, die eigenen Grenzen zu sehen und sich als Teil einer größeren Einheit zu verstehen, ohne deswegen Eigenständigkeit und eigenes Profil aufge-

ben zu müssen. Ein Austausch der verschiedenen Ebenen kann dann organischer vonstatten gehen. Nicht nur die jeweilige Ortsgemeinde, sondern auch übergemeindliche Zentren wären für Gemeindeglieder ein Erfahrungsfeld und ein Raum, das und den sie mitgestalten und sich aktiv aneignen können. Maßnahmen auf Dekanats Ebene (Freizeiten, Kurse, Seminare, Aktionen u.a.) wären im Bewusstsein der Gemeindeglieder Veranstaltungen, die im weiteren Sinne Veranstaltung ‚ihrer‘ Gemeinde sind. Wenn der Prozess der Vernetzung der verschiedenen Ebenen voranschreitet, könnte dann auch ein Teil der Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen sinnvoller Weise ihren Arbeitsschwerpunkt auf Dekanats Ebene verlagern.

Diese Hinwendung nach außen muss sich übrigens nicht auf Austausch mit andern evangelischen Gemeinden in der Region beschränken, sondern sollte sich Schritt für Schritt ausweiten, die ökumenische Zusammenarbeit im Blick haben, aber auch über den kirchlichen Bereich hinausgehen und andere Institutionen, Vereine, Initiativen u.v.a.m. einschließen.

4. GEMEINDE ALS ORT DER HERAUSFORDERUNG UND HEIMAT FÜR SUCHENDE

Der eben ins Auge gefasste Prozess grenzüberschreitenden Lernens, wobei eine Ortsgemeinde sich nach außen öffnet und die Kirchenregion u.a. als für die kirchliche und gemeindliche Arbeit relevante Größe wahrnimmt, geht im Grunde davon aus, dass eine Ortsgemeinde vorhanden ist, die sich in traditioneller Weise als Kerngemeinde versteht⁴, so dass vorhandene, mehr oder weniger binnengemeindli-

⁴ vgl. dazu die Überlegungen zur Kerngemeinde im Rahmen meiner Analyse der Statements der Ehrenamtlichen in diesem Buch, auf S. 25.

che Strukturen aufgebrochen werden müssen. Dieses Verständnis ist aber nur teilweise in Ortsgemeinden vorhanden. Die Verhältnisse und Bewusstseinslagen in den einzelnen Gemeinden sind sehr verschieden. In zunehmendem Maße finden sich Menschen in Kirchengemeinden, die mit der Vernetzung verschiedener kirchlicher Orte von vornherein keine Probleme haben, weil sie Gemeinde nicht als ein in sich geschlossenes Milieu suchen, sondern als einen Ort auf Zeit, als einen für die Bewältigung des Lebens und/oder bestimmter Probleme des Alltags bedeutsamer Ort *neben anderen (kirchlichen und/oder nichtkirchlichen) bedeutsamen Orten*. Der Verlust der Mittelpunktstellung der Ortsgemeinde und ihr schwindender Einfluss ist für sie kein Thema. Sie sind es gewohnt, sich die für sie relevanten Orte auf verschiedenen Ebenen auszusuchen und für sich miteinander in Beziehung zu setzen. Die Zukunft von Parochien wird sich daran entscheiden, ob diese Menschen in ihnen Platz und Heimat finden oder nicht. Der Öffnung der Gemeinde nach außen entspricht die Offenheit für solche Menschen im Innern der Gemeinde.

Gemeindepädagogik hat gegenüber diesen Menschen ein ganz andere Aufgabe als die zuvor beschriebene. Diese Menschen sind selbst Grenzgänger, auf der Suche. Die unterschiedlichen Erfahrungsräume, die diese Menschen aufsuchen, werden aber nur in der eigenen Person miteinander verknüpft. Das dadurch zustande kommende Netz bleibt quasi eine private Angelegenheit, wobei die Gründe für dessen Zustandekommen für die einzelnen selbst oft unklar bleiben. Die Ortsgemeinde könnte für sie ein Raum sein, wo sie sich mit andern darüber austauschen und für sich selbst größere Klarheit gewinnen. Im Lichte des Evangeliums könnten sie gegebenenfalls auch über Alternativen nachdenken und sie miteinander ausprobieren. Aufgabe von Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen wäre es, einen solchen Prozess zu organisieren, zu begleiten und Anregungen zu geben.

Gleichzeitig sind diese Menschen ein Anregungspotential für die ‚Kerngemeinde‘. Grenzüberschreitung passiert nicht nur nach außen, sondern mit ihnen gibt es Herausforderungen auch in der Gemeinde selbst. Das Phänomen ist ja gar nicht neu. Bekannt ist das Anregungspotential, das Gemeindeglieder von Kirchentags-, Taizébesuchen oder von ökumenischen Kontakten u.ä. mitbringen. Leider wird den damit gegebenen Möglichkeiten oft viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Es wären Konzeptionen zu entwickeln mit dem Ziel, ‚Außenerfahrungen‘ von Gemeindegliedern systematischer zu erfassen, nach Möglichkeit zur Sprache zu bringen und in ihrer Bedeutung für die Profilierung einer Gemeinde abzuschätzen und zu nutzen. Dabei geht es nicht nur um spektakuläre Einmalereignisse, wie es ein Kirchentag ist, sondern auch um kontinuierliche Erfahrungen, die Gemeindeglieder an andern Orten machen. Wenn solche Erfahrungen zur Sprache kommen, bleibt es nicht aus, dass nicht nur christliche, sondern auch anders geartete religiöse Inhalte Gegenstand der Betrachtung werden.

Das damit gegebene Phänomen des Synkretismus bedarf zwar kritischer Begleitung, ist aber keineswegs von vornherein negativ zu beurteilen. Nach H.P.Siller kann Synkretismus auch als „eine anthropologische Leistung der Identitätserhaltung durch Kommunikation mit dem Fremden beschrieben werden.“⁵ In der Auseinandersetzung mit Fremdem kann ich mir also gerade meiner christlichen Identität bewusst werden.

⁵ So J. Kunstmann, Christentum in der Optionsgesellschaft, Weinheim 1997, S.228 mit Verweis auf das Buch von H.P. Siller, Suchbewegungen, Synkretismus – kulturelle Identität und kirchliches Bekenntnis, Darmstadt 1991, S.203. „Synkretistisch handeln heißt zunächst, in einer konfliktreichen Situation die Kommunikation nicht abbrechen.“ (Siller, zit. bei Kunstmann ebd.)

„Darin scheinen alle Gesprächspartner überein zu kommen, dass der Synkretismus nicht nur negativ als reine Fehlform des Aber- und Unglaubens gesehen werden darf, sondern als eine Phase im Aneignungsprozeß.“⁶ Dies geschieht allerdings nur dort, wo nichtchristliche religiöse Inhalte gleichzeitig Anlass werden, nach der eigenen christlichen Wurzel zu fragen und zu suchen. Problematisch wird Synkretismus im Raum der Gemeinde dann, wenn christliche Inhalte unreflektiert in einen andern Kontext gestellt und für andere Zwecke und Ziele instrumentalisiert werden. Hingegen ist die Thematisierung der mit dem Phänomen des Synkretismus gegebenen Fragen in der Gemeinde heute geboten, da sonst der einzelne Christ in dieser Hinsicht alleine gelassen und eine Chance, Menschen auf dem Weg eines selbstverantworteten Christseins (oder zu einem selbstverantworteten Christsein) zu begleiten, verpasst wird.

Für unterschiedliche Gemeindegruppen mit unterschiedlichen Erfahrungshintergründen, Erwartungen und Bedürfnissen, gilt es, unterschiedliche gemeindepädagogische Konzeptionen zu entwickeln.⁷ Gleichzeitig geht es darum, diese unterschiedlichen Konzeptionen in der Weise miteinander zu verschränken, dass die jeweils andere(n) Personengruppe(n) im Konzept für die eigene Personengruppe eine Rolle spielt und zur Anfrage wird. Allerdings müssen die jeweils vorhandenen Ängste ernst genommen werden. Für die stärker kerngemeindlich orientierten Gemeindeglieder ist es vielleicht die Angst davor, bisherige Positionen verlassen zu müssen. Für die anderen ist es vielleicht die Angst, auf dem Weg der Suche in ihrer Freiheit eingeengt zu werden, vielleicht aber auch die Angst, nirgends einen

⁶ Siller, zitiert bei Kunstmann ebd.

⁷ Eine gemeindepädagogische Option ist für Failing, „eine ‘Gemeindepädagogik der Vielfalt’ auszuarbeiten“, in: Gemeinde als symbolischer Raum, JRP 11, a.a.O., S. 54

rechten Halt zu finden. Das verschiedene gemeindepädagogische Konzeptionen verbindende Ziel wäre, Menschen in ihrer Eigenständigkeit zu stärken und ihnen zu helfen, (notwendige!) Herausforderungen und Veränderungen *als eine Erweiterung und nicht als eine Bedrohung christlicher Identität zu begreifen*. Dieses Ziel geht von der Voraussetzung aus, dass Gott selbst jeden Menschen auf seinem Weg begleitet, gleichzeitig aber mit Menschen ganz unterschiedliche Wege geht. Stärkung der eigenen Glaubensgewissheit wie Toleranz gegenüber anderen folgt daraus in gleicher Weise als Ziel. Das eine ist ohne das andere nicht zu haben. Der Geist Gottes, der mich in meinem Glauben stärkt, lehrt mich gleichzeitig, die Grenzen meiner Erkenntnis zu sehen.⁸ Gott ist viel größer als meine Glaubenserkenntnis. In der Toleranz gegenüber anderen erkenne ich an, dass Gott in ihnen auf mir verborgene Weise wirksam sein könnte. Aber auch das Umgekehrte gilt: Ohne Glaubenszuversicht bin ich nicht fähig zur Toleranz, weil mich die Angst vor dem Unbekannten überwältigt. Zur Glaubenszuversicht gehört freilich die Anfechtung. Denn die Anfechtung weist mich auf meine Grenzen hin.⁹ Nur im Ringen um den Glauben werden mir meine Grenzen klar. In der Anerkennung dieser Grenzen werde ich gleichzeitig fähig zur Grenzüberschreitung, weil ich weiß, dass auch jenseits meiner Grenzen Gott gegenwärtig ist.

Ringen um die Wahrheit in der Gemeinde ist deswegen nicht ausgeschlossen. Es muss schon deshalb sein, weil jeder Christ selbst immer wieder um die Wahrheit ringen muss und des Beistandes der anderen bedarf. Wo nicht

⁸ In Röm.12,3 spricht Paulus davon, dass Gott jedem das Maß seines Glaubens zugeteilt hat.

⁹ „Meine Gnade ist für dich genug. Denn die Kraft erreicht ihre Vollendung in Schwachheit“ (2.Kor.12,9). Nach der Lutherübersetzung: „Laß dir an meiner Gnade genügen. Denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

mehr in einer Gemeinde um die Wahrheit gerungen wird, muss man befürchten, dass jeder in seinem Glauben zu selbstsicher geworden ist. Aus dem zuvor Ausgeführten ergibt sich allerdings, dass dem Ringen um die Wahrheit in Gemeinden Grenzen gesetzt sind. Jesus Christus allein ist, wie das Johannesevangelium bezeugt, selbst die Wahrheit.¹⁰ Alles menschliche Ringen um die Wahrheit ist daher begrenzt und vorläufig.

5. OFFENE GEMEINDE UND MITARBEITERBILDUNG

Grenzüberschreitung nach außen und Lernprozesse in der Ortsgemeinde sind komplementäre Prozesse. Wer Kontakte nach außen sucht, ist auch leichter bereit, sich selbst für andere zu öffnen. Das Umgekehrte gilt ebenfalls.

So wie ich oben konstatiert habe, dass die Mitarbeiterbildung zu einem Modell grenzüberschreitenden Lernens werden kann, so jetzt, dass sie auch zu einem Modell wechselseitigen Lernens innerhalb einer Gemeinde werden kann. Dazu ist es allerdings notwendig, auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den unterschiedlichen Personengruppen zu gewinnen und sie miteinander ins Gespräch zu bringen. Dieser Austausch auf der Ebene der Ortsgemeinde kann ergänzt werden durch einen Austausch auf der Dekanatsebene. Die mittlere Ebene eignet sich für einen vorurteilsfreien Austausch besonders gut. Die räumliche Grenzüberschreitung über die Ortsgemeinde hinaus erleichtert es, sich auch innerlich auf Begegnung mit Neuem einzustellen. Eventuell hinderliche parochiale Strukturen und Bewusstseinslagen kommen nicht so stark zur Auswirkung oder verschwinden

¹⁰ Joh. 14,6

ganz.¹¹ Erfahrungen auf der mittleren Ebene müssen dann allerdings wieder auf der Ebene der Ortsgemeinde gezielt aufgenommen und verarbeitet werden.

Eine Ortsgemeinde, die in den Personen ihrer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen – und angeregt durch sie bald darüber hinaus – in einen solchen Erfahrungsaustausch eintritt, öffnet nicht nur *ihre Räume* für Menschen, die am Rande oder außerhalb der Gemeinde stehen, sie lenkt auch *ihre Aufmerksamkeit* auf Fragen, Probleme und Perspektiven ihres unmittelbaren Umfeldes und der weiteren Region. Die Frage, welche Rolle die eigene Gemeinde im Zusammenhang dieser Fragen, Probleme und Perspektiven und als Hilfe für die davon betroffenen Menschen spielen kann, bestimmt dann in hohem Maße die gemeindliche Konzeption. Wo aber diese Fragen im Vordergrund stehen, erkennt die Gemeinde sowohl ihre große Bedeutung, die sie haben kann, als auch die Grenzen ihrer Wirkungsmöglichkeiten. Gewachsene Traditionen, wo sie nicht zu einem starren Gehäuse werden, sondern mit Leben gefüllt sind, können dabei von großer Bedeutung sein.

Bei der Frage der Funktion der Parochie geht es dann nicht mehr um Verteidigung eigener Einflussmöglichkeiten gegenüber ‚übergemeindlichen Gemeinden‘ und Einrichtungen, sondern die Frage steht im Vordergrund: Wer kann was sinnvoller Weise am besten angehen und wo ist Zusammenarbeit und/oder Ergänzung geboten. Erst wo dieser Schritt erreicht ist, hat die notwendige Strukturveränderung innerhalb der Kirche ihr Ziel wirklich erreicht.

¹¹ vgl. dazu das Interview mit Renate Drevensek, insbesondere S. 78-82.

ROLAND DEGEN

GEMEINDEPÄDAGOGISCHE PERSPEKTIVEN FÜR EINE KIRCHE DER ZUKUNFT¹

1. EINFÜHRENDE ÜBERLEGUNGEN

Die Überschrift dieser Überlegungen enthält eine erstaunlich selbstsichere Voraussetzung: Die Kirche hat Zukunft. Noch kühner wird diese Voraussetzung, wenn wir uns bewusst machen, dass damit implizit auch behauptet wird, dass in der Zukunft unserer Gesellschaft die Kirche ihren selbstverständlichen Ort hat. Wie immer bei derart selbstsicheren Sätzen wäre auch hier zu fragen, ob solche Aussagen tatsächlich der Gewissheit unseres Glaubens entstammen, oder ob sie möglicherweise eher dem „Pfeifen im Walde“ gleichen, es also Kaschierungs- und Trostsätze sind, die wir benötigen, um unsere Angst zu verstecken, dass es möglicherweise ganz anders kommen könnte.

Bei Formulierungen wie „Kirche der Zukunft“ scheint festzustehen, was Kirche ist. Sofern das Stichwort Gemeindepädagogik hierbei überhaupt eine Funktion zuerkannt bekommt, handelt es sich oft lediglich um die Ausfüllung eines abgesteckten Reviers. Was Kirche ist, ist unbefragt vorgegeben. Die Gemeindepädagogik bekommt einen Sektor zugewiesen, wo von ihr besonders Leistungen des Methodischen, der Realisierung und Ausgestaltung des theologisch Vordefinierten erwartet werden. Die Was-Frage ist entschieden, lediglich das Wie ist zu bewerkstelligen. Oft wird mehr oder weniger bewusst dieses Wie auf Unterricht verengt – etwa als gemeindliche Parallele zum schulischen Religionsunterricht.

¹ Referat Forum Gemeindepädagogik, Ev. Fachhochschule Darmstadt, 30. April 1999

Die Gemeindepädagogik kann jedoch für eine „Kirche der Zukunft“ auch anders definiert werden: Nicht als sektoral ausgeschnittenes Kuchenstück eines Gesamtkuchens „Kirche“, sondern als umfassende Reformtheorie zur Totalumgestaltung von Kirche insgesamt – damit diese „Zukunft“ hat. Gemeindepädagogik wird dabei zum Überbegriff auch für Organisationsentwicklung und Strukturreform, für Gottesdienst und Gemeindeaufbau u.a. mit deren zahlreichen Praxisfeldern. Die Gefahr entsteht, dass die Gemeindepädagogik hierbei ihre Spezifik verliert, sich selbst überfordert oder von außen überfordert wird. Und die Pädagogik der Gemeindepädagogik gerät – wieder einmal – in die Rolle einer Wundertäterin. Doch problematisch sind hierbei nicht nur mögliche Allmachtserwartungen und die damit gegebenen Überforderungen. Das Problem besteht neben diesem darin, dass man auch bei dieser scheinbar progressiven Intention von Gemeindepädagogik immer schon zu wissen meint, wie Gemeinde zu sein hat, wie sie sich ereignet, wie sie konkret zustande kommt und wozu sie dient. Nur – so meint man – fehle es eben bisher an einer umfassenden und wirkungsvollen Mobilisierungstheorie und -praxis auf ein vorgegebenes Leitbild hin. Diese erwartet man nunmehr nach enttäuschten Hoffnungen auf andere Mobilisierer von der Gemeindepädagogik. Wäre dies die spezifische Intention von Gemeindepädagogik, müsste sie in ständige Appelle und Aufpeitschungen münden, denen nach baldigen Ermüdungen die sichere Resignation folgen würde, wie dies der Berliner Bildungshistoriker Gerhard Kluchert konstatiert².

Aber ist uns nicht die Zukunft der Kirche als Gemeinde Gottes vorgegeben in der biblischen Verheißung, „dass die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen“ (Mt.

² Vgl. in: Comenius-Institut (Hg.): Christenlehre und Religionsunterricht. Interpretationen zu ihrer Entwicklung. Weinheim 1998, S. 92 f.

16,18)? Lebt letztlich nicht davon die christliche Gemeinde? Glaubt sie damit nicht immer wieder neu gegen widrige Realitäten an? Wozu also unsere Sorge und der als Gemeindepädagogik definierte Rettungsversuch – sofern diese denn ein solcher ist? Für unsere Vergewisserung sollte doch wohl ein elementarer Grund-Satz ausreichen, wie er etwa im Kirchenartikel der Augsburgischen Konfession (CA 7) formuliert ist, „...daß allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muß...“. Sind angesichts derartiger Gewissheiten nicht Überlebensstrategien organisations- und strukturreformerischer oder auch pädagogischer Art – sektoral oder universal – letztlich Ausdruck von Verunsicherung und Kleinglauben? Müsste die Losung dann nicht lauten: Haltet euch an die Verheißungen Gottes!? Gottes Wort schafft Gemeinde, basta! Mehr „sola scriptura“ als „sola structura“! Oder wie es in polemischer Simplifizierung gelegentlich heißt: „Bekehrung der Welt“ statt weltlich-säkularer Kriterien, wie sie in den Sozialwissenschaften begegnen! Ist unser Thema zur Bewältigung einer Krise also selbst Ausdruck und Teil einer Krise und insofern ein Missverständnis?

Um derartigen Denk-Fallen zu entgehen, bedarf es zumindest einiger Klärungen und elementarer Unterscheidungen: Die Verheißungen und Bekenntnisaussagen zur Zukunft der Gemeinde Gottes sagen zur situativen Gestaltung von Kirche, zu Struktur und Form, zu spezifischen Aspekten und Dimensionen von Gemeinde und einzelnen Aufgabenfeldern erstaunlich wenig. Der obige Kirchenartikel der Augsburgischen Konfession stellt zum Beispiel lediglich fest, dass es für die Einheit der Kirche ausreicht, wenn das Evangelium „einträchtig und rein“ gepredigt und die Sakramente bibelgemäß ausgeteilt werden – was keineswegs bedeutet, dass Kirche auf Gottesdienst mit Predigt, Taufe und Abendmahl zu reduzieren ist. Diese Minimalaussagen befreien und ermutigen je neu nach dem Sachgemäßen von Kirche zu fragen und für unterschiedliche Situationen je-

weils angemessene Konkretionen und Gestaltungen zu finden. Gemeinde ist immer Gemeinde in konkreter Zeit und Kultur. Zwischen ihnen besteht ein oft spannungsvolles Beziehungsverhältnis. Gemeinde ereignet sich darin stets neu und ist dabei immer wieder gefährdet – nicht zuletzt durch sich selbst. Daraus folgt unter anderem, dass Gemeinde unter verschiedenartigen Voraussetzungen und Hinsichten betrachtet werden kann. Worin besteht hierbei die uns interessierende gemeindepädagogische Betrachtungsperspektive?

Die Gemeindepädagogik ist keine appellative Durchsetzungsstrategie vordefinierter Kirchenmuster und -modelle vermeintlich konservativer oder progressiver Prägung. Sie ist nicht lediglich ein anderes Wort für Kirchenreform und Strukturveränderung – obwohl aus der durch sie möglichen Sichtweise Veränderungen des Herkömmlichen erwachsen. Sie lässt sich nicht darauf beschränken, lediglich für die Realisierung und methodische Umsetzung dessen zuständig zu sein, was die Ekklesiologie zum „Wesen der Kirche“ möglicherweise theologisch vorgegeben hat. Und auch mit der im vulgärkirchlichen Sprachgebrauch beobachtbaren Simplifizierung, lediglich als Bündelungsbegriff für kirchliche Kinder- und Jugendarbeit vorrangig unterrichtlicher Prägung zu dienen, kann sie sich nicht zufrieden geben. Sie bezieht sich auf die Realitäten christlicher Gemeinden, will jedoch hierbei nicht – wie befürchtet³ – eine mögliche Isolierung von Gemeinde und Gesellschaft befördern. Der Pädagogikbegriff steht vielmehr für die umfassenden Lebenszusammenhänge des Individuums ein und will dessen Alltag weder spalten noch „verinnerkirchlichen“. Als in der DDR die vom SED-System angestrebte gesellschaftliche

³ Vgl. Friedrich Schweitzer: Die Einheit der Praktischen Theologie und die Religionspädagogik. In: Der evangelische Erzieher 43 (1991), S. 615 f.; Roland Degen: Gemeindepädagogische Perspektiven im ostdeutschen Kontext. In: Jahrbuch der Religionspädagogik (JRP) 11/1994, Neukirchen-Vluyn 1995, S. 17 ff.

Marginalisierung der Kirchen tatsächlich bisweilen die Gefahr einer restkirchlichen Verinselung mit sich brachte, und der Katechumenatsbegriff nicht mehr in der Lage war, die drohende Ausgrenzung umfassender lebensweltlicher Realitäten intentional zu überwinden, hat sich gerade in dieser Situation der in den siebziger Jahren neue Gemeindepädagogikbegriff als wichtig erwiesen. Wer sich – in welcher Begriffsverbindung und Wort-Ehe auch immer – für Pädagogik entscheidet, kann das nicht unter Ausgrenzung dessen tun, was in Pädagogik, Bildung und Erziehungswissenschaft generell verhandelt und praktiziert wird. Die Kommunikation und Partizipation der Gemeindepädagogik an Pädagogik und Erziehungswissenschaft insgesamt wie an entsprechenden gesellschaftliche Praxisfeldern sind daher im Pädagogikbegriff mitgesetzt. Ein Verzicht auf Theologie ist damit keineswegs verbunden, ist doch diese im Gemeindebegriff unmittelbar enthalten. Der pauschale Vorwurf, dass dabei Theologie und Kirche unzulässig pädagogisiert werden, erfolgt an dieser Stelle zu früh und erweist sich meist als Versuch, herkömmliche Formen von Theologie und Kirche nicht in Frage stellen zu lassen.

Ist bereits hier der Kommunikationsbegriff von Bedeutung, um Zusammenhänge und – durchaus spannungsvolle – Wechselverhältnisse festzuhalten, besitzt er noch in anderer Hinsicht Gewicht: Die Gemeindepädagogik interessiert sich für Prozesse, die sich im Wirkungsbereich von Kirche und zwischen dieser und den individuellen und gesellschaftlichen Realitäten kommunikativ ereignen. Sie achtet dabei zugleich auf die Konsequenzen, die sich daraus ergeben. Insofern ist sie Beobachtung, Wertung und Gestaltung zugleich. Der Kommunikationsbegriff wird hierbei in zweifacher Hinsicht gebraucht: Kommunikation bezieht sich einerseits auf das, was in der Begegnung unterschiedlicher Geschlechter, Generationen und sozialer Milieus, die sich als Gemeinde definieren lassen, zustande kommt. Die Gemeindepädagogik fragt nach den Menschen im Prozess der

Begegnung, nach Partizipationsformen, nach bewussten und unbewussten Selektionen und Herrschaftsmustern hierbei. Kommunikation bezieht sich andererseits auf Inhalte, die sich im Prozess herausbilden oder in der Begegnung mit Überlieferungen christlichen Glaubens zum Ausdruck kommen. Diese Thematisierung realisiert sich als Sprache, Symbol, Ritus und unterschiedlichen Formen von Kunst. Die theologische Formel vom „Wort Gottes, das Gemeinde schafft“, hat in diesem Zusammenhang insofern Bedeutung, als dieses „Wort“ Erfahrungen aus biblischen Zusammenhängen als Sprache vergegenwärtigt, die Menschen einst in und mit ihrer Wirklichkeit unter der Voraussetzung des Wirkens Gottes machten. So ist dieses „Wort Gottes“ selbst Ausdruck von gemeindlicher Erfahrung und Verständigung und damit Kommunikation. Wie Exegese und Hermeneutik zeigen, sind Entstehen und Verstehen dieser Überlieferung an kommunikative Bedingungen gebunden.

Die Gemeindepädagogik als personen- und inhaltsbezogene Kommunikation, die spezifische Verstehens- und Lernleistungen erbringt, ist dabei besonders an den Fragen und Antworten interessiert, die sich ergeben, wenn die christliche Überlieferung in die Lebensgeschichte des Individuums vordringt – und umgekehrt. Was geschieht hierbei? Welche Kommunikationsformen bewirken was? Wie sind derartige Prozesse intentional zu strukturieren, damit sie erbringen, was sie bewirken sollen, ohne dass dies erzwungen werden kann? Bereits hier zeigt sich, dass die Gemeindepädagogik nicht in eine isolierte kirchliche Sonderwelt einführen will, sondern alltags- und gesellschaftsbezogen „Gemeinde“ auf das bezieht, was allen „gemein“ ist. Christliche Gemeinde kann sich hier als spezifisches Kommunikationselement, als dialogischer Orientierungsprozess im Gemeinwesen erweisen. Die Gemeindepädagogik ist so keine bloße Anwendungs- und Weitergabestrategie für Inhalte, die vordefiniert feststehen und lediglich zu transportieren und einzuüben sind. Eher ist sie als Entdeckungszusammenhang dessen zu

beschreiben, was bei genauem Hinsehen in Prozessen unterschiedlicher Struktur zu erkennen ist – mit Folgen für die Gestaltung solcher Prozesse, die man wollen sollte. Was personen- und inhaltsbezogen sichtbar wird, legt Folgerungen und Folgen nahe. Wo keine Seh-Befähigung und kein Seh-Interesse vorhanden sind, wird solches nicht gelingen. Es wird dann bei normativen Forderungen bleiben oder einer unreflektierten Fortführung des Konventionellen, bei einem Verständnis von Kirche als einem einlinigen Verkündigungsgeschehen, wobei der reale Prozess und das, was sich kommunikativ in ihm abzeichnet, kaum interessiert und bemerkt werden dürfte. Deshalb ist der Begriff „Perspektive“ unserer Themenüberschrift wörtlich zu verstehen: „Durchsicht“, „genaues Hinsehen“ auf Prozesse, deren Wahrnehmung, Interpretation und Gestaltung.

Die Inhalte ergeben sich daher nicht lediglich aus einer für „Laien“ zubereiteten und vereinfacht dargestellten „Theologie für Nichttheologen“. Vielmehr wäre hier an die „Laien“-Perspektive selbst im Sinne einer „Theologie von unten“ zu denken (aber der Begriff „unten“ ist hier durchaus problematisch), bei der sich Inhalte und ihre Expression durch Lebensgeschichte und Zeiterfahrung ergeben. Dies setzt freilich die Begegnung mit biblisch-christlicher Überlieferung voraus. Zu denken wäre an jene Theologie, die sich vorrangig als erzählte Erfahrung und Lebensform, als Haltung und erkennbare Lebensorientierung zeigt. Sie kann entdeckt und aufgespürt, aber kaum in Lehrbüchern nachgeschlagen werden. So ist die Gemeindepädagogik zugleich eine Rückfrage an kirchliche Kommunikationsstrukturen, ob und wie sie solche Beiträge ermöglichen. Eine Rückfrage auch an die Formen herkömmlichen Theologisierens und akademischer oder kirchlicher Theologievermittlung. Zu fragen ist, was kommt durch sie zustande, was bildet sich wodurch aus unter der Voraussetzung, dass dies für das Subjekt – hoffentlich erneuernde und befreiende – Bedeutung besitzt. Sind entsprechende Angebote, Kommunikati-

onsstrukturen und sprachliche Formen etwa die Ermöglichung oder Verhinderung für eigenes Sprechen? In Fragen dieser Art steckt ein erhebliches Provokationspotential. Die kritische Funktion von Gemeindepädagogik liegt vorrangig an dieser Stelle.

Die hier benannte Subjektperspektive steht nicht im Gegensatz zur Gemeindeperspektive. Besonders in Gesellschaften, in denen der biblisch-christliche Wurzelgrund mit seinen Konsequenzen für Befreiung und Erneuerung vom Subjekt nicht mehr wahrgenommen werden kann, bedarf es gemeindlicher Kommunikationen, der „Denk- und Tankstellen“, die dem Individuum diese Erneuerung ermöglichen. Auch „individualisierte Religion“ bedarf – soll sie im nachchristlichen Pluralismus der Gesellschaft lebensfähig bleiben – zu diesem Zweck der institutionellen Voraussetzungen und Rückbindungen. Was wir mit dem Abstraktionsbegriff Gemeinde benennen, gehört hierzu. Insofern wollte einst Zinzendorf zutreffend „kein Christentum ohne Gemeinschaft“ akzeptieren, soll dieses „Christentum“ nicht verkommen oder sich subjektivistisch verflüchtigen.

Dennoch ist unter dieser Voraussetzung die Subjektbetonung wichtig. Entsteht doch besonders bei Durchsicht auch neuerer Gemeindeaufbau-Konzepte⁴ nicht selten der Eindruck, als würde die Subjektorientierung von der Gemeindeorientierung aufgesogen. Häufig interessiert das Individuum nur als Bauelement für – nach unterschiedlichen normativen Intentionen – zu „erbauende“ Gemeinde. Das Individuum wird dies auf Dauer als Instrumentalisierung und Zwang zur Totalidentifikation empfinden und ausbrechen, was unter anderem der Grund dafür sein dürfte, dass manche dieser Programme die Praxisprobe kaum bestehen. Die Pädagogik der Gemeindepädagogik versteht sich hier als

⁴ Neuerdings zusammengestellt in: Eberhard Winkler: Gemeinde zwischen Volkskirche und Diaspora. Eine Einführung in praktisch-theologische Kybernetik. Neukirchen/Vluyn 1998, S. 54 ff.

Anwalt des Subjekts und übt eine Schutzfunktion aus. In der Wiedergewinnung des Bildungsbegriffs mit seiner kritischen Funktion in der neueren evangelischen Religionspädagogik zeigt sich eine vergleichbare Problemkonstellation. Es läge nahe, nunmehr das skizzierte Verständnis von Gemeindepädagogik als Beitrag für eine Kirche der Zukunft an den vorhandenen Aufgabenfeldern der Gemeinden durchzudeklinieren und die Skizze so detailgenauer und farbiger zu machen. Ein Teil der gemeindepädagogischen Fachliteratur verfährt so, indem sie etwa die Aufgabengebiete – dem Lebenslauf des Individuums folgend – von der christlichen Kindertagesstätte über die Konfirmanden- und Jugendarbeit zur Erwachsenenbildung und Seniorenarbeit altersspezifisch durchmustert und so ihre Einteilungskriterien erhält. Nachstehend wird ein anderer Zugang gewählt, der das Thema möglicherweise spannender – aber auch spannungsvoller – macht und die Differenz zwischen normativen ekklesiologischen Aussagen und den vom Individuum erfahrbaren, oft diffusen und keineswegs generalisierend zu beschreibenden kirchlichen Realitäten problemhafter zum Ausdruck bringt. Wer sich ausschließlich an vorhandenen Handlungsfeldern und Kirchenstrukturen orientiert, wird – bei aller Reformwilligkeit im Detail – letztlich am Vorhandenen orientiert bleiben und die Dilemmata und Chancen nur ungenügend entdecken, die eine umfassendere Betrachtungsweise bietet. Von vorhandenen Aufgabenfeldern und gemeindlichen Organisationsmustern auszugehen, erweist sich besonders dort als problematisch, wo das Stichwort „Zukunft“ thematisiert wird. Kann doch diese angesichts globaler und epochaler Veränderungen, die wir in ihren Folgen allenfalls ansatzweise ahnen, nicht lediglich als modifizierte Verlängerung von Gegenwart verstanden werden. Wer heute bereits künftige gemeindliche Kommunikation inhaltlich und strukturell meint definieren zu können, verfehlt möglicherweise gerade durch solche Festreibungen jene Zukunft – was freilich nicht ausschließt,

spezifische Gegenwartserfahrungen auf ihre Konsequenzen hin zu bedenken.

Deshalb wird nachstehend nicht von kirchlichen Aufgabenfeldern und Strukturtraditionen ausgegangen, sondern von einigen elementaren Wahrnehmungen und Erfahrungen des Individuums, sofern diese gemeindepädagogisch Beachtung verdienen. Generell lässt sich hierbei beobachten, dass der Verlust klassischer Kirchlichkeit in der Gesellschaft – wie auch Verlusterfahrungen anderer Art – nicht lediglich defizitär als Abbruch, Ende und Auflösung zu beschreiben sind, sondern sie zunehmend doppelgesichtig, also ambivalent werden, und in solchen Entwicklungen die Zukunft offenbar schon längst begonnen hat. Dem wäre nachzugehen.

Die Ambivalenz, für die vielfach der diffuse Begriff „religiöse Erfahrung“ eingesetzt wird – aber eine derart unscharfe Begrifflichkeit ist hier durchaus sachgemäß –, lässt es sinnvoll erscheinen, besser von Veränderung und Wandel statt von Abbruch und Ende zu sprechen. Die unseren Gottesdiensten und Lehrbüchern christlicher Dogmatik weithin entlaufenen oder bis zu diesen wegen zu hoher Eingangsschwellen noch nicht vorgedrungenen Sinn- und Orientierungsfragen der Zeitgenossen sind nicht erstorben oder vom modernen Atheismus gleichsam ermordet worden. Sie kehren vielmehr wieder in oft vagabundierender Gestalt, in der sie mit der Brille herkömmlicher Kirchlichkeit kaum wahrzunehmen sind. Der Lebenssinn-Frage als emanzipierter oder verlorener „Tochter“ aus dem kirchlichen „Vaterhaus“, die wir Zuhausegebliebenen meist nicht wiederzuerkennen oder anzunehmen bereit sind, wird deshalb in der Regel auch kein freundlicher Empfang bereitet. Wo Kirchlichkeit – wie keineswegs nur in weiten Gebieten Ostdeutschlands – immer stärker zur gesellschaftlichen Rest- und Randerscheinung wird, die Zeitungsbeilagen jedoch seitenlange Lebenshilfe-, Sinnerfüllungs- und Glückverheißungsangebote offerieren (vom Horoskop bis zum Heilfasten in der angeblich unberührten afrikanischen Natur) und

solche zahlreicher werdenden Angebote sich offenbar „rechnen“, muss dies die Gemeinden interessieren, sofern diese sich nicht milieuverengt lediglich an wenigen „Kirchentreuen“ orientieren. Die gemeindepädagogisch interessanten Problemkonstellationen für eine Kirche von morgen liegen in diesen Ambivalenzen einer Christentumstradition, die sich in den sozialen und geistigen Veränderungen pluralisiert und individualisiert. Diese Veränderungen machen die institutionellen Sicherungsformen dieser Tradition einsam, weithin unverständlich und unsicher (Gottesdienst, Feiertagsschutz, Amt, Parochie, Konfessionalität, Religionsunterricht usw.). Bei allem Verständnis für das apologetische Interesse an erkennbar bleibender Identität wird Kirche so in der Gesellschaft weitgehend nur noch reaktiv wahrgenommen.

Gemeinde „von unten“ oder „draußen“ zu betrachten, bedeutet diese Veränderungen wahrzunehmen und Konsequenzen für gemeindliche Kommunikation aus diesen regional ungleichzeitig verlaufenden und nicht eindeutig zu definierenden Mehrdeutigkeiten abzuleiten. Wenn von der Innovationskraft gemeindepädagogischer Betrachtung gesprochen wird, liegt sie zunächst in dieser Sichtweise mit den sich daraus ergebenden Folgerungen. Vier solcher Ambivalenz-Grunderfahrungen der Gegenwart werden nachstehend benannt und auf ihre gemeindepädagogischen Konsequenzen hin angedacht.

2. GEMEINDEPÄDAGOGIK IN DEN AMBIVALENZEN DER GEGENWART

1) DER GLAUBE AN DIE BEHERRSCHBARKEIT VON LEBEN UND WELT UND DIE ERFAHRUNG DES SCHEITERNS

Der Optimismus der Aufklärung und die Neuzeit generell mit den durch sie bewirkten technischen Revolutionen ha-

ben einen Glauben an die Machbarkeit aller Dinge bewirkt, der besonders unter den Katastrophen dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts einem tiefen Krisenbewusstsein gewichen ist. Einerseits Weltraumerkundung, Genverpflanzung und weltweite Vernetzung; andererseits Bedrohung der Lebensressourcen, Klimakatastrophe, Auschwitz und Kosovo. Das Hochgefühl „Wir können alles“ ist zunehmend von der Gegenerfahrung durchsetzt: „Wir scheitern im Entscheidenden“.

Diese ambivalente Gegenwartserfahrung sucht nach Expression und Artikulation. Sie braucht Raum und Kommunikation zur Bearbeitung, Vergewisserung, Einmischung, aber auch für Verzweiflung und Hoffnung, für Klage und Freude, für spezifisches „Kyrie Eleison“ und „Halleluja“. Solche Kommunikationsräume sind dringlicher als einst, weil die vorgegebenen Antworten und Deutungsmuster solcher Ambivalenzerfahrungen immer stärker vielgestaltig, also nur im Plural begegnen und so die Unübersichtlichkeiten für das Individuum wachsen. Orientierungen sind nicht mehr vorrangig durch Aneignung des gesellschaftlich mehrheitlich Akzeptierten möglich, sondern vom Individuum selbst in Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Frage- und Antworttraditionen zu erstellen. Angesichts von Verdrängungswettbewerb, Leistungs- und Konkurrenzdruck ist es bereits jungen Menschen in der Gesellschaft kaum möglich, Verunsicherung, Scheitern und Ratlosigkeit offen zu zeigen. Jeder hat sich in Selbstdarstellung zu beweisen. Siegen müssen wird für ihn zur ständigen Pflichtübung, sonst unterliegt er oder ist „draußen“. Auch in Parteien und anderen gesellschaftlichen Gruppierungen ist zu meist entscheidend, was dem Überleben der Institution dient oder die nächsten Wahlen gewinnen hilft. Das Individuum wird daran gemessen, was es hierzu beiträgt. Das sind jene Zwänge, die das Leben in der nahezu grenzenlosen Freiheit für das Individuum unfrei machen.

Man sage nicht vorschnell, dass vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund die Erfahrungen in den christlichen Gemeinden völlig anderer Art wären. Aber wenn in den Kirchen nicht nur verkündigt wird, sondern erfahren werden kann, dass Gottes „Kraft in den Schwachen mächtig ist“ (2. Kor 12,9) und sie zu Orten werden, wo dies nicht nur eine abstrakte theologische Richtigkeit ist, dass Menschen hier „das Leben und volle Genüge haben“ (Jh. 10,11), kann die Gesellschaft um der Menschen willen letztlich auf christliche Gemeinden nicht verzichten. Man müsste sie geradezu erfinden, wenn es sie nicht schon gäbe. Freilich: Gibt sie es so?

Kommunikation als Gemeinde wird dabei nicht zum neutralen, inhaltsleeren Ort. Inhalte benötigen ein erkennbares Profil, soll sich in Auseinandersetzung damit die Identität des Individuums entwickeln können. Gemeinderäume sind nicht lediglich hohle Raumkonserven für alles und jedes, wobei die Inhalte beliebig werden und verschwimmen. Gerade diese Leere als angebliche Neutralität hilft dem nach Orientierung und Vergewisserung Ausschau haltenden Individuum wenig. Die Frage ist jedoch, ob ihm die Freiheit eingeräumt wird, diesen Inhalten in Freiheit, im Für und Wider zu begegnen ohne befürchten zu müssen, dass ihm hier „nach der Seele gegriffen wird“. Zu fragen ist, wie sich die Räume mit dem, was sie inhaltlich auch symbolisch repräsentieren, in die Ambivalenzerfahrungen der Zeitgenossen einbringen.

Um es zumindest an einem Beispiel zu konkretisieren, wie dies aussehen kann: In den Wochen des Kosovo-Krieges findet sich in einer sächsischen Tageszeitung folgender Bericht: „Einer nach dem anderen tritt vor, spontan, unaufgefordert, zündet eine Kerze an, spricht: ‚Gott, ich bitte dich, dass die Mütter in aller Welt ihre Söhne nicht mehr verlieren müssen‘, sagt ein junge Frau mit klarer Stimme, dreht sich um und stellt die Kerze zu den anderen. ‚Ich habe selbst zwei Söhne, ich könnte es nicht ertragen.‘ Ein noch

viel jüngeres Mädchen folgt: ‚Weil ich Angst habe vor dem Krieg, stehe ich hier und zünde eine Kerze an‘. Zwei von zehn Fürbitten beim Friedensgebet am Montag in der Leipziger Nikolaikirche. Vor jeder singt die Gemeinde ein ‚Kyrie‘ ... Unter etwa 600 Menschen sind auch viele, die sonst nicht in die Kirche kommen. ‚Wir sind gläubige Atheisten‘, sagt Thomas Ahbe über sich und seine Kolleginnen. ... ‚Man muss es probieren. Nichts tun ist schlimm.‘ ... Gisela Nowak und Elke Blumenthal waren schon vor zehn Jahren in der Nikolaikirche dabei, als aus den Friedensgebeten die großen Montagsdemonstrationen wuchsen, die das DDR-System erschütterten. Sie glauben an die Kraft der Gebete. ...⁵.

2) PLURALISIERUNG VON WELTANSCHAUUNG UND LEBENSFORM UND SEHNSUCHT NACH EINDEUTIGKEIT UND STABILER IDENTITÄT

Die Entwicklungen in der Moderne sind als vieldimensionaler Emanzipations- und Differenzierungsprozess beschrieben worden, der – zumindest im nicht- und nachkommunistischen Mitteleuropa – zum Nebeneinander unterschiedlicher Weltanschauungen, Lebensgestaltungen, Normen und Partnerschaftsformen geführt hat. Auch Geschlechterrollen wandelten sich, herkömmliche soziale Schichten lösten sich auf, neue flexible Milieus entstanden und verändern sich weiter. Massenmedien, Mobilitäten und Globalisierungen haben regionale Identitäten, kulturelle und konfessionelle Eindeutigkeiten aufgelöst, pluralisiert und subjektiviert. Jeder lebt sich selbst – oder meint dies zumindest. Das Christliche – in der Regel konfessionell aufgesplittert – bildet meist nur eine (Neben-) Stimme im gesellschaftlichen Konzert. Die Konfessionen haben ihre kultur- und öffentlichkeitsprägende Kraft weitgehend verlo-

⁵ In: Sächsische Zeitung (Jörg Marschner). Dresden 28. 04. 1999, S. 1.

ren, was freilich – allen Säkularisierungstheorien zum Trotz – nicht zum Verlust von Religion geführt hat, wohl aber zur individuellen Suche nach Sinn unter Zuhilfenahme religiöser Versatzstücke aus unterschiedlichen Traditionen. Die Großkirchen und kirchlichen „Lebensordnungen“ kommen mit dieser Pluralisierung nur schwer zurecht. Zuordnungen eindeutiger Art misslingen, wo Vielfalt und das Neben- und Ineinander des Verschiedenen das Feld beherrschen.

Andererseits wird das Neue und Fremde abgewehrt und nach Möglichkeit ausgegrenzt. Besonders Pluralität wird vom Individuum als Verlust von Geborgenheit und Eindeutigkeit empfunden. Die Pluralität in der „Risikogesellschaft“ erscheint bedrohlich und verursacht zwecks Abwehr derartiger Verunsicherungen subtile oder plakative Feindbildproduktionen. Unser Jahrhundert besitzt einen makabren Reichtum von Sündenbock-Erfindungen, welche die Folge solcher Abwehrmechanismen sind. Wo Identität mit Sicherheit und Stabilität verwechselt wird und die Fähigkeit, in der Differenzierung eigene Orientierungschancen zu entdecken, nicht gelernt wurde, wird das Neue zum Feindlichen. In der Abwehr und Verunsicherung kommt es dabei nicht selten zur nur scheinbar stabilisierenden Lösung des Fundamentalismus in unterschiedlicher Gestalt. Einfache Formeln und Gefolgschaften stärken das schwache Ich. Dies gelingt um so nachhaltiger, je intensiver die Abwehr des vermeintlich Feindlichen das Ich aufwertet und dieses sich in ein Gruppen-Wir flüchten kann.

Besonders dort, wo Kirchen, kirchliche Richtungsgruppen und Konfessionen zu Minderheiten werden und in Auseinandersetzungen geraten, drohen auch hier Verhaltensmuster dieser Art. Die ältere und jüngere Kirchengeschichte zeigt auf vielfältige Weise derartige fundamentalistische Anfälligkeiten und nationalistische und kulturelle Verengungen und Ausgrenzungen, welche die Absicht verfolgen, Identitätssicherungen für die eigene Gruppe herzustellen.

Freilich ist die Theologie- und Kirchengeschichte auch reich an Versuchen – erinnert sei nur an das, was sich mit dem Stichwort Ökumene verbindet – , dem entgegenzuwirken und horizontverengenden Schein-Sicherheiten dieser Art zu entgehen.

Den Kirchen und ihren Gruppen wird es daher nicht leicht fallen, in der zunehmenden Pluralität von Kultur, Weltanschauung, neuen Nationalismen und individuellen Lebensmustern zur Identitätsgewinnung des Individuums beizutragen, ohne lediglich dessen bisherigen Status abgrenzend zu konservieren. Und doch wären gerade die christlichen Gemeinden dazu berufen, herkömmliche Kulturmuster und soziale Abgrenzungen zu überwinden, so die Erfahrungen des Individuums zu erweitern und darin neue Identität zu stiften. In den spannungsvollen Ausgrenzungsprofilierungen der frühen Christenheit formuliert Paulus in unüberbietbarer Schärfe an die Adresse christlicher Gemeinden: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid alle einer in Christus Jesus“ (Gal. 3,28). Indem christliche Gemeinden dem entsprechen, stehen sie in den Spannungen ihrer Zeit gegen ihre Zeit. Sie könnten ein Angebot in der Gesellschaft sein, aus Vorurteilen, Grenzziehungen und unbearbeiteten Vergangenheiten herauszufinden zu Freiheiten, die zugleich die Befreiungen der je anderen sind. Was in der Pädagogik mit Begriffen wie ‚Interkulturelles Lernen‘ bzw. unter Einschluss von Theologie mit ‚Ökumenisches Lernen‘ gemeint ist, weist in diese Richtung.

Identität ist nicht statisch. Sie ist immer im Werden und Wachsen durch Begegnung und Verständigung. Deshalb ist diese Aufgabe auch vom Individuum kaum solistisch zu leisten, sondern nur durch Kommunikation „bei und mit den anderen“ zu erlernen. Jene Konfessionalität ist hierbei hinderlich, die aus Angst vor kirchlichem Identitätsverlust Normierungen und Definitions-Vorbedingungen schafft, die eher abwehren und abweisen als zu solcher Kommunikation

einladen. Konfessionalität kann sich demgegenüber als sinnvoll dort erweisen, wo sie Herkunft und Profil der Angebote, Kommunikationsformen, Frage- und Antwortrichtungen offen legt, nichts verschleiert und dabei doch Freiheit lässt. Solche Konfessionalität wird – wo immer es geht – zu zeigen versuchen, dass der andere nicht unbedingt eine andere Wahrheit vertritt, sondern die Wahrheit anders.

Auch für Kirchen und Gemeinden gilt: Aufbrüche brauchen Ankünfte. Aber Ankünfte, die zur Sesshaftigkeit ohne Aufbruch verführen, schaffen Stillstand und Beharrung beim Status quo. Manfred Josuttis hat in polemischer Absicht die Kirchenbank als das Grundsymbol des protestantischen Gottesdienstes bezeichnet. Da sitzt alles fest, Bewegung findet nicht statt. Man wird an die Grundspannung Israels im Alten Testament erinnert: Exodus und Landnahme. Aufbruch und Wüstenwanderung ohne Ziel sind auf Dauer nicht durchzuhalten. Aber die Gewöhnung an Sesshaftigkeit – verteidigte stabile Identität – provoziert den prophetischen Protest. Aufbruch und Ankunft stehen in Spannung zueinander und bedingen sich doch wechselseitig. Offenkundig brauchen unsere Kirchen und Gemeinden hierzulande gegenwärtig mehr Aufbruch und Wüste – ohne dass sie hierbei selbst wüst werden dürfen.

3) FORTSCHREITENDE INDIVIDUALISIERUNG UND ENTSTITUTIONALISIERUNG UND NEUE MILIEU- UND GRUPPENBILDUNGEN

Obwohl der marxistische Klassen-Begriff des 19. Jahrhunderts noch bis vor zehn Jahren die Parteidogmatik der sozialistischen Länder beherrschte, hatten sich auch dort zumindest verdeckt die eindeutig beschreibbaren gesellschaftlichen Unterscheidungen und Strukturmuster längst gelockert und „Klasse“ zu hohlen Ideologie-Formel werden lassen. In den westlichen Gesellschaften vollzogen sich Individualisierung und Entstrukturalisierung – durch die Unterschiede im politischen und ökonomischen System mitbe-

dingt – rascher und auffälliger, was inzwischen in den nachsozialistischen Ländern in spannungsvollen Prozessen nachgeholt wird. Dabei lösen sich die Differenzierungen in der Gesellschaft nicht etwa auf; die sozialen Unterschiede verstärken und verschärfen sich eher. Doch der Differenzierungsprozess wird als fortschreitende Individualisierung erfahren. Diese schließt freilich neue Strukturmuster und Milieubildungen in der gesellschaftlichen Kultur, die als Singularbegriff längst nicht mehr zu beschreiben ist, nicht aus.⁶

Individualisierung, Entstrukturalisierung und Entinstitutionalisierung betreffen jedoch nicht nur die traditionelle Lebenskultur, Konfession, die Unterschiede von Dorf und Stadt usw.. Auch die innerfamiliären Versorgungsgemeinschaften und intergenerationellen Solidarverpflichtungen haben sich – im Vergleich zu früheren Generationen auf hohem Niveau – weitgehend überflüssig gemacht und sind vom öffentlichen System übernommen worden. Trotz spürbar werdender Belastungen des sozialen Systems durch diese Entwicklung begegnen die innergesellschaftlichen Verpflichtungen des Individuums in diesem Zusammenhang überwiegend als öffentliche Dienstleistung in kommerzialisierten (und diakonisierten) Gestalt. Glücks- und Lebenssinn-Erfüllung zeigen sich daher weniger in verpflichtenden sozialen Bezügen, sondern in der als Freiheit und Ungebundenheit erfahrenen Selbstverwirklichung des Individuums bzw. in dem, was dieses dafür hält. Mitgliedschaften in gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen für politisches, soziales und weltanschauliches Engagement wie Parteien, Gewerkschaften und Kirchen verlieren hierbei an Interesse. Nur 3,4 % der Deutschen gehören einer Partei an; in Ostdeutschland sind es nach den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte mit „Massenorganisationen“ und

⁶ Vgl. Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M. 1993 (4. Aufl.).

Parteien erheblich weniger. Die Kirchen stehen dabei trotz auch hier vorhandenen Schwunds noch vergleichsweise mitgliederstark da – wie immer das beurteilt werden mag.

Theologisch geht Person nicht in Institution oder Gemeinschaft auf. Die Nennung des Namens in der Taufe steht symbolisch dafür, dass hier Personalität und Individualität konstitutive Bedeutung haben. „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen...“ (Jes. 43,1); „Freut euch, dass euere Namen im Himmel geschrieben sind“ (Lk. 10,20). Sätze wie diese wehren korporative Vereinnahmungen ab, bei denen das Individuum nur als Zulieferquantum für eine Sache oder Organisation wichtig ist. Überspitzt formuliert kann die Grundfrage daher nicht heißen: Wie kommt die Kirche beim Individuum zu ihrem Recht, sondern: Wie kommt das Individuum in der Kirche zu seinem Recht. Sie selbst ist als Leib Christi (1Kor. 12) durch die Vielgestalt und die Fülle unterschiedlicher Gaben und Begabungen, Erfahrungen und Herkünfte geprägt. Diese entdecken wir in den Gemeinden und ihrem Umfeld in der Regel oft nur deshalb nicht, weil in gemeindlichen kommunikativen und institutionellen Zusammenhängen in der Regel zu viel vordefiniert, vorstrukturiert und durch die Tradition vorentschieden ist, und so für das Individuum wenig Freiraum besteht, sich hier einzubringen. Das Subjekt hat weitgehend nur Festgelegtes auszufüllen. Auch deshalb ist das Bild von der Gemeinde als Bauwerk („Gemeindeaufbau“) zumindest riskant, weil es diesen instrumentalisierenden Baustein-Charakter suggeriert, der das Individuum zum bloßen Füllmaterial macht. Die Bibel redet zwar von der Auferbauung „zum geistlichen Haus“ als Gemeinde, benutzt aber hierbei den Begriff der „lebendigen Steine“ (1 Pet. 2,5). Jeden Bauhandwerker muss die Absurdität dieses Bildes empören, da Steine sich nur dann in einem Bauverbund bewähren, wenn sie gerade keine eigensinnige Lebendigkeit besitzen, sondern sich in Vorentschiedenes fügen. Die Bibel hat gute Gründe, das Gleichnis-Bild zu zerbrechen.

Damit ist die Dominanz festgelegter Formen und Berufsrollen in der Gemeinde, offene oder verdeckte Hierarchie und Herrschaft ebenso angefragt wie ein Verständnis von Einheit, die sich als Einheitlichkeit und uniformierte Geschlossenheit darstellen möchte. In diesem Sinne problematisch ist auch jenes Kirchen-Sprachmuster, das von den generalisierenden Ausschließlichkeiten eines „wir hier drinnen, die da draußen“ her argumentiert. Das Schlagwort von der „Beteiligungskirche“ meint dabei letztlich nicht: Wie können viele an dem beteiligt werden, was vorentschieden ist, generell festliegt und nur noch der Ausfüllung und Praktizierung bedarf. Vielmehr: Wie bringt jeder sein Teil ein und hat so in der *Communio* der Verschiedenen teil an der Vielfalt aller. Jeder ist hier Geber und Nehmer zugleich, der „Quereinsteiger“ ebenso wie der „Kirchentreue“. Auch dies ist ohne Organisation und Institution nicht zu leisten, um Prozesse dieser Art für unterschiedliche Generationen in unterschiedlichen Formen auf Dauer zu stellen. Verschiedenartige fachliche Professionen in wechselseitiger Zuordnung, aber nicht hierarchischer Unterordnung, sind hierfür erforderlich. Wenn unter dem Zwang kirchlicher Stellen- und Finanzmittelkürzungen neuerdings wieder verstärkt vom „Ehrenamt“ des „Laien“ geredet wird und damit an den kostenlosen Einsatz Unausgebildeter gedacht sein sollte, die professionell Ausgebildete lediglich zu ersetzen haben, wird dies nicht nur misslingen, sondern den spezifischen Beitragsmöglichkeiten und Kompetenzen der „Laien“ gerade nicht gerecht werden.

Die generelle Kirchenkritik als Institutionskritik macht es sich dort zu leicht, wo sie übersieht, dass auch Kommunikation bereits in einfachsten Formen der Struktur und organisatorischen Voraussetzungen bedarf. Aber diese Organisation hat vorrangig der Animation zu dienen, ist dabei auch Information und eingebrachte und vergegenwärtigte Tradition, um Suchhilfen, eigenständiges Sprechen und alltagsrelevante Erfahrungen zu ermöglichen. Das solistische, auf

sich selbst gestellte Individuum wird dies kaum leisten können. Es sucht nach Gruppen, Milieus und Szenen in der Gesellschaft auch deshalb, um individuellen Überforderungen zu entgehen. In Ostdeutschland fällt auf, dass nach dem Ende der sozialistischen, zentralistisch „von oben durchgestellten“ kollektiven Organisiertheit nicht etwa alles dem solistischen Individualismus verfällt, sondern sich rasch Gruppen und Initiativen mit unterschiedlichsten Interessen in Selbstorganisation bilden, die für das Individuum auch dann Bedeutung haben, wenn es sich nur auf Zeit und dabei oft auch nur partiell zu binden bereit ist.

In den Kirchen sollten solche Verhaltensweisen nicht verdrängt, übersehen oder lediglich erduldet, sondern im Interesse des Individuums als Chance begriffen werden. Die Kirche der Zukunft wird vermutlich in noch stärkerem Maße als heute Kirche pluraler Gruppen sein; Kirche, in der unterschiedliche Richtungen und Funktionen, unterschiedliche Anlässe und Milieus gemeindlichen Charakter haben, auch wenn das Kirchenrecht weithin noch Mühe hat, derartigen Entwicklungen zu folgen. Die vorgegebenen konfessionellen und parochialen Organisationsmuster dürften weitgehend – wie sich heute bereits zeigt – in „Konfessionen“ anderer Art, die quer zu traditionellen Konfessions- und Parochialbildungen stehen, aufgehen. Dies muss nicht bedeuten, dass Traditionen, sofern sie für das Individuum wichtiges festhalten oder gestalterisch zum Ausdruck bringen, wegbrechen und lediglich zum Forschungsgegenstand von Historikern degenerieren. Weitgehend dürften sie in anderer Gestalt wieder auftauchen und aufgesucht werden. Spezifische Orte und lebensgeschichtliche Konstellationen des Individuums, Schwellensituationen und ähnliches werden nicht nur mehr Aufmerksamkeit erfordern, sondern geradezu als gemeindebildend und gemeindeauslösend in Erscheinung treten und darin auch theologische Markierungen setzen. Die nichtparochiale gemeindliche Dynamik in diesem Sinne, die sich mit höchst unterschiedlichen Stichwor-

ten verbindet wie Kirchentag, Taizé, Jacobusweg, konziliarer Prozess, sozialetischen, evangelikalen oder ökumenischen Engagements, geschlechter- und generationsgeprägten Gruppen, Funktionsgemeinden etwa in Verbindung mit Diakonie, Kirchenmusik, christlichen Schulen und Akademien usw. zeigen bereits seit längerer Zeit, dass die kirchenrechtliche Monopolisierung der Pfarodie als Gemeinde offenkundig anachronistisch geworden ist – oder immer schon war.

Die Gemeindepädagogik wird solchen Entwicklungen nicht nur nachgehen, auf sie aufmerksam machen und fragen, was in ihnen zutage tritt und bearbeitet wird. Sie wird sich ihrerseits auch unmittelbar in solche Prozesse hineinbegeben und mithelfen, dass Pluralität nicht in isolierende Ghettoisierungen führt, die Provokation der anderen die eigenen Verengungsgefahren aufbricht und Zusammenhänge erhalten bleiben.

4) ENTKIRCHLICHUNG ALLER LEBENSBEREICHE UND SINNSUCHE UND LEBENSDEUTUNG JENSEITS DER AUFLÄRUNG

Für viele, die Säkularisierung als Leitwort benutzen, steht fest, dass die letzten Jahrhunderte als ein nicht umkehrbarer Prozess von konsequenter Verweltlichung aller Denk-, Lebens- und Herrschaftsmuster zu verstehen sind. Die „Säkularisation“ von Klöstern zu Landwirtschaftszentren, Schulen oder Abbruchbaustellen in der frühen Neuzeit ist zugleich ein Abbild für epochale geistig-kulturelle Veränderungen. Aus Theologie wurde Anthropologie; von Leben und Welt kann seitdem nur noch nichtkonfessionell und entzaubert – eben modern – geredet werden (Max Weber). Die Aufklärung und das plakative Pathos der französischen Revolution 1789 sahen in der Schleifung kirchlich-dogmatischer Denkgebäude und der Abschaffung klerikaler Machthierarchien die Voraussetzungen für Humanität und Fortschritt, was die „radikalisierte Aufklärung“ des atheisti-

schen Marxismus auf ihre Weise übernahm und folgenreich umzusetzen versuchte.

Trotz aller Belastungen durch kirchliche Intoleranz und restaurative Machtverstrickung der Kirchen gewinnt in der Gesellschaft jedoch die Einsicht an Bedeutung, dass Freiheit und Humanität keineswegs selbstverständlich die Vorherrschaft gewinnen, wo die Herrschaft religiöser und kirchlicher Traditionen gebrochen wurde. Wesentliche Impulse für Befreiung und Humanität in unterschiedlichen Teilen der Welt gingen gerade in unserm zu Ende gehenden Jahrhundert von christlichen Initiativen und Kirchen aus – nicht zuletzt in der Spätzeit der DDR. Vor einem Jahrzehnt erwiesen sich in Osteuropa gerade jene Kräfte denen gegenüber als demokratiefördernd, die als dort herrschende Machtsysteme meinten, im Namen von Humanität und Gerechtigkeit diese ideologisch und machtpolitisch überwunden zu haben.

Doch auf Max Webers „Entzauberung“ wird zwar (wie u. a. die Esoterikabteilungen der Buchhandlungen zeigen) weit hin in der Gesellschaft mit „Wiederverzauberung“ geantwortet, auf kirchlichen Bedeutungsverlust in der Öffentlichkeit jedoch kaum mit wiedererstarkender Kirchlichkeit. Wo in den modernen Milieus vielfach verdeckt Symbole, Riten und Sinndeutungen begegnen, die als Religion interpretiert werden können, kommt das den Kirchen kaum zugute. Begriffe wie Ganzheitlichkeit, Sinnlichkeit, Körpererfahrung, Erlebnisorientierung, universelles Leben, Transzendenz u. a. sind zwar vielfach zu attraktiven Schlagworten geworden, die für die Lebensdeutung des Individuums in Anspruch genommen werden und sich hierbei selektiv religiöser Symbole unterschiedlicher Herkunft bedienen. An den Kirchen und etablierten Gemeinden führt diese Entwicklung jedoch weitgehend vorbei. Dieses durchaus ambivalente Ungenügen sowohl an den kirchlichen Traditionen wie an einer lediglich auf Rationalität bauenden Aufklärung zeigt sich einerseits im Rückgriff auf vorneuzeitli-

che Lebensmuster. Das Mittelalter etwa – wie das Interesse an entsprechender Forschung, der Musik- und Ausstellungskultur zeigt – wird zum weitgehend unbekanntem Suchgelände für Sinn- und Erlebnisalternativen im „gewöhnlichen Alltag“. Das Befremdliche und Ferne wird als Alternative oder Ergänzung vom Individuum erkundet oder zumindest als Überraschungselement und Reizkitzel in die „Erlebnisgesellschaft“ eingemeindet. Die Tourismusbranche hat derartiges früher entdeckt als Theologie und Kirche, indem sie beispielsweise für Österreichreisen wirbt mit dem Animierwort „Klößterreich“. Andererseits orientieren sich offenkundig breite Milieus auf andere Weise bewusster und trivialer gegenaufklärerisch an Gurus unterschiedlicher, oft exotischer Herkunft, an Okkultem und Nichtrationalem. Dies trifft inzwischen durchaus auch auf ehemals sozialistische Gesellschaften zu. Auch wenn den Propagandisten neuer Sekten zum Beispiel in der früheren DDR nach 1989 hier nur bescheidene Erfolge gelangen – die Lust, irgendwo Mitglied zu werden oder sich an eine Organisation zu binden, ist äußerst gering –, fällt doch anderes auf: Oft veröffentlichten dieselben Zeitungen, die zuvor im Namen der „allein wissenschaftlichen Weltanschauung des Marxismus-Leninismus“ derartiges als dekadent und unwissenschaftlich nachdrücklich bekämpften, „wendeflink“ Horoskope und Werbeanzeigen für ähnliches hier zuvor kaum Bekanntes, weil – so die Auskunft – „die Menschen das jetzt wollen“.

In Anlehnung an Richard Schröder formulierte Wolfgang Huber kürzlich: „Unsere Gesellschaft ist öffentlich säkular, aber nicht privat. ... Das deutet darauf hin, daß die Befreiung vom Mißbrauch der Religion keineswegs einfach durch den Abschied von der Religion zu erreichen ist. Solcher Befreiung dient eher eine religiöse Bildung, in der die großen Überlieferungen des Christentums und anderer Religionen neu erschlossen werden und Hilfe zu einem eigenständigen Urteil in Fragen der Religion sowie zur Ausbildung einer

eigenen religiösen Identität angeboten wird.“⁷ Hier liegt angesichts komplexer Ambivalenzen und Diffusitäten in der Gesellschaft die eigentliche Bildungsaufgabe der christlichen Gemeinde. Hier hätte sie eine informierende und klärende – und in diesem Sinne aufklärende – Funktion in der Öffentlichkeit, die sich keineswegs nur auf argumentativ-rationale Auseinandersetzung oder lediglich unterrichtlich-lehrhafte Vermittlung beschränken muss.

Stärker als dies dem Lernort Schule etwa im Religionsunterricht auf Grund seiner Rahmenbedingungen in der Regel möglich ist, kann sich die Gemeindepädagogik auf umfassendere Gestaltungstraditionen christlicher Inhalte und der Auseinandersetzung mit ihnen beziehen. Christentums-geschichte ist vorrangig Gestaltungsgeschichte (H. Schröder): Sie wird in geprägten Zeiten (etwa als Kirchenjahr) und Räumen (etwa in den Traditionen des Kirchenbaus) fassbar. Geprägte Zeiten und Räume, Symbole, Feste und Liturgien sind zeichenhafte Platzhalter in der Gesellschaft für die unterschiedlichen Erfahrungen von Menschen mit der Realität Gottes. Sie zeigen, wie Leben und Sterben, Gesellschaftliches und Individuelles verstanden wurden. Kirchen sind keineswegs nur funktionale Räume für Veranstaltungen wie Predigt und Kirchenmusik, zu beurteilen nach Platzkapazitäten und hörakustischen Bedingungen. Unsere heutigen Nutzungen werden dem Bausinn alter Kirchenbautraditionen nur rudimentär gerecht. Letztere meinen immer auch Inhalte als Form, sind als Spiel-Räume des Glaubens, als „Performance des Himmlischen und Weltlichen“ (C. Radeke) und so als Orte von Expression verstanden und genutzt worden.

Christliches in der Auseinandersetzung mit der jeweiligen Zeit kann an den uns überkommenen Kirchenbauten und in ihnen gelernt werden. Gerade die Befremdlichkeit ihrer

⁷ Wolfgang Huber: Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche. Gütersloh 1998, S. 62 f.

Formen für uns Heutige kann Anlass sein zur Erschließung ihres Bausinns als Befragung, Erkundung und Begehung. Damit wird nicht lediglich einer vergangenheitsorientierten „Architekturexegese“ das Wort geredet, sondern der Fortschreibung dieser Tradition unter heutigen und morgigen Voraussetzungen. Die Vergangenheit wird zum Vorher unserer Gegenwart. Gerade die Spannung zwischen Tradition und Situation des Individuums macht solche Erschließung spannend. Das Kognitive wird dabei nicht durch das Erlebnis ersetzt, sondern mit diesem verbunden. Dieses Lernen kommt der Identitätssuche des Individuums entgegen, von der Rudolf Englert meint: „Das Begriffliche verliert zugunsten des Sinnhaften an Bedeutung. Identität artikuliert sich nicht mehr so sehr als programmatischer Daseinsentwurf, sondern als ästhetische Gestalt. ... Verbindlicher Sinn wird weniger in abstrakten Deutungsmustern ausgesagt als in sinnenfälligen Symbolen aufgehoben.“⁸

Angesichts von Enttraditionalisierung und Entkirchlichung – bei durchaus diffus-religiöser Sinnsuche – ist offenbar nicht nur in Ostdeutschland ein Verlust an religiösem Kulturwissen in der Gesellschaft entstanden, der es nahe legt, die dadurch geforderte Bildungsaufgabe als religiöse Alphabetisierung zu bezeichnen. Zum Beispiel: Kürzlich erzählte eine Pastorin aus einer thüringischen Touristenregion von einigen Urlaubern, die werktags „eben schnell mal“ in ihre geöffnete Dorfkirche schauen wollten. Danach meinten sie, dass die Kirche doch „sehr freundlich zu ihren Kunden sei, weil sie ihnen in ihren Häusern gleich die aktuellen Lottozahlen mitteilt“. Die Pastorin: „Als ich ihnen sagte, dass sie vermutlich die Liednummern meinten, reagierten sie verblüfft mit ‚Wieso muss man bei ihnen singen?‘“

⁸ Rudolf Englert, zitiert in: Roland Degen/Inge Hansen (Hg.): Lernort Kirchenraum. Erfahrungen, Einsichten, Anregungen. Münster u. a. 1998, S. 6 f.

Beobachtungen wie diese zeigen, dass die neuen Formen von Atheismus sich immer weniger als bewusste Antikirchlichkeit zeigen dürften, weil man dabei wissen müsste, worum es sich beim Gegner inhaltlich handelt und worauf man seine Argumente zu beziehen hat. Dieses Wissen ist weitgehend abhanden gekommen oder liegt unter Vorurteilen begraben, und der Verlust schmerzt nicht. Brauchbarer Lebenssinn ist für die Mehrheit hier nicht (mehr) auffindbar, deshalb ist man genötigt, ihn anderswo zu suchen. Angesichts solcher Tendenzen scheint es naheliegend, die religiöse Bildungsaufgabe als Sachkunde und Erlernung religiöser ABC-Wissens zu verstehen. Doch solche Alphabetisierung wird nur zu schnell zum Beibring-Programm, das einem Gegenüber gilt, welches man als defizitär versteht. Nicht jenes Wissen ist deshalb gefragt, das lediglich leer gewordene Wissensräume im Sinne der füllenden Container (P. Freire) mit Faktenwissen vollstopft. Vielmehr fragt das Individuum nach jenem Wissen, das Vergewisserung im Unüberschaubaren schafft, nach orientierender Erfahrung, bei dem es sich mit seiner Geschichte und seinen Geschichten einbringen kann. Lebensfragen fordern Antworten und Angebote heraus, und Angebote produzieren neue Fragen.

Da es hierbei um Lebenssinn-Kriterien für Menschsein generell geht, um eine entsprechende Kultur, und nicht lediglich um Bestandssicherung der Institution Kirche für kommende Generationen, betreffen derartige Bildungsaufgaben auch Familie, öffentliche Bildung und Kulturarbeit. Schulen und ihr Religions- und Ethikunterricht befinden sich hier in besonderer Verantwortung. Vorrangig ist jedoch diese Leistung, Verstehen, Auseinandersetzung und Aneignung zu ermöglichen, eine Aufgabe jener Kommunikations-Institution in der Gesellschaft, die unvertretbar für diese Inhalte, ihre Überlieferung und Darstellung steht, die christliche Gemeinde in vielfältiger Gestalt. Sie kann diese Aufgabe nicht delegieren, will sie sich nicht selbst beschädigen. Eben deshalb und von daher ergeben sich spezifische Hand-

lungsfelder, in denen sich dies vorrangig konkretisiert, die eine pädagogische Intention verfolgen oder eine mehr oder weniger deutliche pädagogische Dimension besitzen.

Auch hier gilt: Gemeinde lernt sich nicht durch Stoffvermittlung über Gemeinde, sondern durch Gemeinde. Im Unterschied zur zunehmenden Medialisierung und Computerisierung auch im Bildungsbereich lebt sie letztlich von originärer unmittelbarer Begegnung. Die in ihr hoffentlich lebendig werdenden Inhalte sind an konkrete Zeiten, Orte, Räume, Prozesse und Gesichter gebunden. Darin wird gemeindliche Kommunikation in allem Wandel archaisch bleiben. Wo Sinnverkäufer unterschiedlicher Prägung ihre Marktlücke entdecken und mit ihren Werbestrategien auf Kundentum gehen, um so Profite zu erzielen, wird Vertrauen und Authentizität nur dort zu gewinnen sein, wo die Räume, Gesichter und Kommunikationsmuster für die Sache sprechen, für die sie da sind. Nur so wird Gemeinde glaubhaft – trotz allem. Vermutlich ist diese Vertrauenswürdigkeit ihr größtes Kapital, so sie es denn besitzt. Die Gestalt ihrer Zukunft kennt niemand. Aber mit diesem Kapital kann sie es wagen, auf diese Zukunft zuzugehen. In der Hoffnung, dass ihr dieses Gehen gelingt – dass uns dieses Gehen gelingt! – geschieht dies nicht, um Gemeinde als Selbstzweck zu festigen, sondern um Menschen einer anderen Zeit eine Chance für ihr Leben zu bieten, die diese Art von Chance vermutlich dringlich brauchen.

AUTORENVERZEICHNIS

Roland Degen, geb. 1935, zuletzt Leiter der Berliner Arbeitsstelle des Comenius-Instituts (Evangelische Arbeitsstätte für Erziehungswissenschaft e.V.), seit 1999 im Ruhestand

Ludwig Metzger, geb. 1939, Pfarrer, Professor für Theologische Grundlegung und Praktische Theologie an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt

Nicole Piroth, geb. 1964, Dipl.-Religionspädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin für Gemeindepädagogik an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt

KONTAKTADRESSE:

„Forum Gemeindepädagogik“
Evangelische Fachhochschule Darmstadt
Fachbereich Aufbau- und Kontaktstudium
Zweifalltorweg 12
64293 Darmstadt